

RISPTEXTE

Schriftenreihe des Rhein-Ruhr-Instituts für
Sozialforschung und Politikberatung e. V. (RISP)
an der Universität Duisburg-Essen

1 / 2010

Ute Pascher / Hans Uske / Türkan Yilmaz

Impulspapier

Kulturelle Angebote für ältere Menschen
mit Zuwanderungsgeschichte in NRW



Inhalt

1. Ausgangspunkt, Fragestellung und Herangehensweise	3
2. Migration und Arbeit als prägende Elemente von „Gastarbeit“ in den 60er und 70er Jahren ..	4
3. Von der „Ausländerpolitik“ zur „Integrationspolitik“	7
4. Kulturelle Praxis, kulturelle Bedürfnisse und kulturelle Integration	9
5. Unternehmen als Sponsoren – Auf der Suche nach den Arbeitgebern	14
6. Fazit und Handlungsempfehlungen	15
Literatur	19

Impressum

Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung und Politikberatung e. V. (RISP)
an der Universität Duisburg-Essen
Heinrich-Lersch-Str. 15
D-47057 Duisburg
www.risp-duisburg.de

Duisburg, Januar 2010

ISBN 13978-3-9810056-3-9

1. Ausgangspunkt, Fragestellung und Herangehensweise

Der vielzitierte Satz des Schweizer Schriftstellers Max Frisch „Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen“, eignet sich nach wie vor sehr gut, um pointiert zusammen zu fassen, welche sozialen und kulturellen Folgen der Arbeitsmigration in den 50er und 60er Jahren nicht bedacht wurden.

Der Satz war in der Vergangenheit aber auch Bestandteil einer moralisierenden Betrachtung eines „Problems“. Der Blick auf die „Gastarbeiter“ war lange Zeit geprägt durch die Vorstellung, dass es sich eben um Gäste handele, die bald wieder nach Hause gehen. Aus einem kritischen Blickwinkel konnte es dann auffallen, dass die Gastgeber sich häufig nicht sonderlich gastfreundlich verhielten, und die „Gäste“ vor einer Reihe von Problemen standen, die sie zu bewältigen hatten.

So machte man sich z.B. Gedanken darüber, welche Auswirkungen der „spontane, plötzliche Entwurzelungsprozess“ auf die damaligen Gastarbeiter und deren Familien habe (z.B. Bech/Faust 1981, S. 155). Sie wurden als sehr verunsichert beschrieben, hätten nur noch geringe Kontakte in ihre Heimat und ihre kulturellen Eigenaktivitäten seien sehr eingegrenzt. Die soziale Lage führe zur Isolation.

In vielen Betrachtungen war „der Ausländer“ ein bedauernswertes Wesen, ein Objekt der Verhältnisse, abgeschnitten von der eigenen Kultur. Plausibilisiert wurden solche Urteile durch eingängige, auch heute noch gern benutzte Metaphern: der Migrant sei „entwurzelt“, „hin und her gerissen“, lebe „zwischen den Stühlen“, habe letztendlich kein „Zuhause“.¹

Dass stereotype Entfremdungsszenarien den Blick auf die Migrantinnen und Migranten prägen konnten, war dadurch bedingt, dass die Beobachtungsperspektive in der Regel die der Mehrheitsgesellschaft war, in der die Zuwanderer nicht selten die Rolle der hilflosen Objekte einnahmen, die auf Betreuung angewiesen waren.

Wenn die Objekte zu Subjekten werden, ändert sich die Perspektive. In ihrem Aufsatz „Migrationserfahrungen“

¹ Wie solche Metaphern zur Konstruktion des „Fremden“ beitragen, zeigt Thomas Kunz am Beispiel von Schulbüchern, in denen dieses Bild zur Beschreibung der Situation von Kindern und Jugendlichen mit Einwanderungsgeschichte weit verbreitet ist, und einer interkulturellen Pädagogik, die sich darauf affirmativ bezieht. „Ausländische Mitschüler“ werden so als typische Repräsentanten von Fremdheit zum Unterrichtsgegenstand. „Kinder der dritten Migrantengeneration wissen nach zehn Schuljahren, wie sie zu sein haben, um akzeptiert zu werden – als ‚Fremde‘. Schulbücher fungieren hier als Medien, durch die Identifizierungsleistungen, sowohl mit dem benannten Identitätsproblem als auch mit kultureller und nationaler Identität eingeübt und erbracht werden können.“ (Kunz 2000, S. 252).

gen“ zeichnet Mathilde Jamin (1998, S. 207ff) auf der Grundlage von Interviews mit Migrantinnen und Migranten der ersten Generation ein durchaus anderes Bild:

„Die sozial bedingten materiellen Hauptmotive der Migration wurden bei den Interview-PartnerInnen vielfach überlagert von individuellen Motiven. Neugier, Fernweh, Abenteuerlust, der Wunsch, die Welt kennenzulernen, traten als Motive zur Absicht hinzu, in einigen Jahren Arbeit in der Fremde die Grundlage für ein späteres gutes Auskommen in der Türkei zu legen. Die Migrations-Biografien von mehreren interviewten Frauen, die selbst als Arbeiterinnen (und nicht als Ehefrauen) nach Deutschland gingen, lassen sich als erfolgreiche Emanzipationsgeschichten lesen. Für einen politischen Gefangenen, der nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis ‚eine Leere‘ verspürte, war der Vorschlag eines Freundes, nach Deutschland zu gehen, ‚wie ein Rettungsring‘. Ein (damals) junger Bursche gab die Kombination von Motiven an, daß seine Brüder bereits in Deutschland waren, er gern ein Auto kaufen wollte und in der Türkei Liebeskummer hatte. Da die Angeworbenen in der Türkei nur wenig Informationen erhielten, waren ihre Erwartungen an das Leben in Deutschland oft völlig unrealistisch bis phantastisch.“

Auch heute noch prägt der Objekt-Blick auf die Migrantinnen und Migranten die Diskurse, die über sie geführt werden, auch wenn sich deren Inhalte, also die politischen Konzepte, gewandelt haben und aus den „Gästen“ ganz offiziell „Einwanderer“ geworden sind. „Ausländerpolitik“ ist – jedenfalls was die früheren Arbeitsmigranten und ihre Kinder anbelangt – weitgehend zur „Integrationspolitik“ geworden, Integration ist das Ziel, gestritten wird nur noch über den Weg dorthin.

Dies gilt auch für die älteren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, also für die „Gastarbeiter“, die Arbeitsmigrantinnen und die Arbeitsmigranten der 1. Generation, die jetzt im Rentenalter sind. Seit längerem wird z.B. darüber debattiert, welche Folgen es für die Versorgungssysteme hat, wenn immer mehr ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte zu den Kunden und Klienten gehören.

Vorstellungen von „kultureller Integration“ älterer Migrantinnen und Migranten kommen in solchen Debatten noch selten vor. Dies hat wahrscheinlich etwas mit dem lange gepflegten und oben beschriebenen „Objekt-Blick“ zu tun, mit tradierten Zuschreibungen über „die Kultur“ der Zugewanderten, die ein Vorhaben, das daran mitwirken will, „kulturelle Angebote für Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in NRW“ zu entwickeln, exotisch erscheinen lässt.

Damit wäre auch schon ein entscheidendes Hindernis für ein solches Vorhaben benannt. Welche anderen Hindernisse gibt es? Gibt es kulturelle Angebote, die aber, aus welchen Gründen auch immer, nicht genutzt werden? Gibt es kulturelle Bedürfnisse, denen keine Angebote gegenüberstehen? Existieren Barrieren und welche sind es? Wie kann man die Barrieren überwinden? Wer trägt dafür die Verantwortung?

Zunächst aber muss danach gefragt werden, welche kulturellen Praxen die älteren Migrantinnen und Migranten entwickelt haben und welche (unbefriedigten) kulturellen Bedürfnisse sie besitzen, um dann die kulturellen Angebote entsprechend öffnen zu können bzw. neue Angebotskonzepte zu entwickeln und die Älteren für die traditionellen gewachsenen Angebote zu gewinnen.

Das vom Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes NRW initiierte und geförderte Projekt „Kulturelle Angebote für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in NRW“ steht im Kontext der Integrationspolitik des Landes NRW, die gerade in den letzten Jahren ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte ins Blickfeld nimmt – und zwar explizit unter einem anderen Blickwinkel als früher. In den vom MGFFI 2007 herausgegebenen „Handlungsempfehlungen 2007-2010 zur Erschließung der Seniorenwirtschaft für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte“ werden verschiedene Integrationsebenen und deren Entwicklung beschrieben (Wohnen, Gesundheit, Sport, Pflege, Kultur, Freizeit, Medien). Explizit werden ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte dabei als „aktive Subjekte dieser Entwicklung – nicht nur (als) Zielgruppe“ benannt (MGFFI 2007, S. 5). Dieser Sichtweise ist auch das hier vorgestellte Projekt verpflichtet.

Im Folgenden werden die Ergebnisse des Projektes als „Impulspapier“ vorgestellt. Dabei werden zunächst die prägenden Elemente von „Gastarbeit“ in den 60er und 70er Jahren dargelegt und deren Einfluss auf die heutige Lebenssituation der alt gewordenen Zuwanderer. Daran anschließend wird der kulturellen Praxis und den kulturellen Bedürfnissen dieser Personengruppe nachgegangen. Es folgt die Dokumentation eines Versuchs, Unternehmen als Sponsoren für kulturelle Angebote zu gewinnen. Abschließend werden Handlungsempfehlungen gegeben.

Das Projekt KÄZ wurde durchgeführt vom Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung und Politikberatung e.V. (RISP) an der Universität Duisburg-Essen. Es wurde bei seiner Arbeit unterstützt durch einen Projektbeirat, dem folgende Personen angehörten: Serdar Bozkurt (Seniorenbeirat Duisburg), Mustafa

Cetinkaya (Gelsenkirchener Migrantenvereine-GeMi, WohnBund-Beratung NRW GmbH), Tayfun Demir (Referat Integration der Stadt Duisburg, Dialog e.V. Gesellschaft für deutsch-türkischen Dialog), Dr. Claus Eppe, (Lebensqualität im Alter - ökonomische Bedürfnisse älterer Menschen, Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen), Dr. Vera Gerling (GER-ON Consult & Research), Tayfun Keltok (Landesarbeitsgemeinschaft der kommunalen Migrantenvertretungen NRW), Asli Sevindim (Künstlerische Direktorin „Stadt der Kulturen“ bei RUHR.2010. Essen), Verica Spasovska (Deutsche Welle), Apostolos Tsalastras (Kulturdezernent der Stadt Oberhausen, Erkan Zorlu (Landesarbeitsgemeinschaft der kommunalen Migrantenvertretungen NRW). Für die Diskussionen, Kritik und Anregungen der Beiratsmitglieder möchten wir uns an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich bedanken.

2. Migration und Arbeit als prägende Elemente von „Gastarbeit“ in den 60er und 70er Jahren

Der Begriff „Gastarbeiter“ kommt in aktuellen gesellschaftlichen Diskursen nur noch selten vor und ist allenfalls noch in der Variante „ehemalige Gastarbeiter“ benutzbar. Tatsächlich hat der Begriff früher aber recht treffend das Charakteristikum einer Migrationsbewegung beschrieben, die in dieser Form einmalig war, weder vergleichbar mit aktuellen Formen der Migration noch der Migration früherer Einwanderungswellen, auf die bei Integrationsdebatten immer wieder hingewiesen wird. Um Fragen der Integration – und dazu gehört dann auch die kulturelle Integration – seriös, also jenseits der Ebene bloßer politischer Forderungen behandeln zu können, ist es daher nötig, zunächst die Spezifika von „Gastarbeit“ und „Gastarbeitern“ in der frühen Bundesrepublik herauszuarbeiten.

Deutschland hat eine lange Migrationsgeschichte, die aus Einwanderungs- und Auswanderungsprozessen besteht. Die Arbeitsmigrantinnen und -migranten, die als „Gastarbeiter“ zwischen 1955 und 1973 in die Bundesrepublik Deutschland gekommen sind, bilden nur einen Teil dieser Geschichte. Im Gegensatz zu anderen Einwanderergruppen sind sie unter ganz besonderen Umständen nach Deutschland gekommen. Diese Umstände prägen bis heute, also bis ins Rentenalter, ihre schwierige soziale, politische und auch kulturelle Integration in die Mehrheitsgesellschaft.

1. Die Arbeitsmigrantinnen und -migranten sind explizit als Gastarbeiterinnen und -arbeiter angeworben worden. Die Rückkehr war programmiert und eine Integration zunächst weder vorgesehen noch erwünscht.
2. Dies war zunächst kompatibel mit den Interessen der Angeworbenen, deren Migrationsziel es war, in Deutschland Geld zu verdienen, um dann möglichst bald in die Heimat zurückzukehren.
3. Die Arbeit, für die sie angeworben wurden, war in der Regel auf industrielle Massenfertigung und auf Branchen wie den Hoch- und Tiefbau zugeschnitten. In der damals vorherrschenden tayloristisch/fordistischen Produktionsweise waren Anlern Tätigkeiten ohne die Notwendigkeit von ausgedehnter innerbetrieblicher Kommunikation und Deutschkenntnissen (mit Ausnahme des Bergbaus) die Grundlage. Spracherwerb und kommunikative Kompetenz waren in der Regel nicht notwendig bzw. auf wenige Basiskenntnisse reduziert.
4. Von staatlicher Seite aus waren Schritte zur weiteren Integration lange Zeit nicht vorgesehen, weil Integration das Rückkehrziel behinderte und Deutschland sich nicht als Einwanderungsland begriff.

Neben dem zentralen Bedarf der westdeutschen Wirtschaft nach geeigneten Arbeitskräften² spielten für die Anwerbung der Arbeitsmigrantinnen und -migranten drei miteinander kompatible Interessenlagen eine Rolle:

a) Die Interessen der westdeutschen Gesellschaft³

Die Bundesrepublik Deutschland sah es als ihre wirtschaftspolitische Aufgabe an, den Arbeitskräftemangel der Wirtschaft zu beheben. Sie behielt sich aber vor, auszuwählen, welche Zugewanderten einreisen sollten und zu welchen Bedingungen. Weil sich Deutschland nicht als Einwanderungsland begriff und weil die Regierung von Ausländern eine Gefährdung der inneren Sicherheit und Ordnung vermutete, sollte der Aufenthalt der „Gastarbeiter“ nur vorübergehend sein. Als Modell war zunächst die „Rotation“ vorgesehen. Die Arbeitsmigrantinnen und -migranten sollten jeweils für 1-2 Jahre in Deutschland arbeiten und dann durch andere Arbeitsmigrantinnen und -migranten ersetzt werden usw.

Wie sehr diese Vorstellungen zu den gesellschaftlich verbreiteten Bildern der Gastarbeit passten, zeigt die Schlagerwelt der frühen Bundesrepublik, als Cornelia Froboes 1962 „Zwei kleine Italiener, die träumen von Napoli“ sang, oder Udo Jürgens 1974 mit seinem Hit

„Griechischer Wein“ das Bild des traurigen Südländers zeichnete, der möglichst schnell nach Hause will.

b) Die Interessen der Herkunftsländer

Die Initiative zur Ausländerbeschäftigung ging nicht nur von der Bundesrepublik aus, sondern auch von den Herkunftsländern, zunächst von Italien Anfang 1954 (Yano 1998, S. 40).

Die Herkunftsländer hatten meist mit einer hohen Arbeitslosigkeit zu kämpfen. Von der Arbeitsmigration erhofften sie sich, einen Teil ihrer Arbeitsmarktprobleme lösen zu können. Die Türkei hatte z.B. das Ziel, durch die befristete Emigration von ‚überschüssigen‘ Arbeitskräften den Arbeitsmarkt zu entlasten. Außerdem sollten dringend benötigte Devisen ins Land geholt werden. Später hoffte man, durch das Know-how der qualifizierten Rückkehrer/innen die wirtschaftliche Modernisierung zu fördern (Jamin 1998a, S. 69).

Tatsächlich erlangten die „Auslandstürken“ recht bald eine hohe wirtschaftliche Bedeutung. In manchen Jahren überwiesen sie beinahe ebenso viel Geld in die Türkei, wie die türkische Wirtschaft durch Exporte verdiente. So führte die Türkei 1974 für 1,532 Milliarden Dollar Waren aus. Im gleichen Zeitraum überwiesen die Auslandstürken 1,426 Milliarden Dollar in die Türkei. Erst als die Absicht, in der Bundesrepublik zu bleiben, bei den Zugewanderten immer größer wurde, sank die Bedeutung der finanziellen Überweisungen in die Türkei (Sen/Goldberg 1994, S. 18f).

² In der Rückschau auf die Arbeitskräfteanwerbung wird ein Argument besonders in den Vordergrund gerückt: das dezidierte Interesse des deutschen Arbeitsmarktes, insbesondere der Industrie, an ausländischen Arbeitnehmern. In den 50er und 60er Jahren erlebte die Bundesrepublik Deutschland einen wirtschaftlichen Aufstieg, der als „Wirtschaftswunder“ bezeichnet wurde. Seit Mitte der 50er Jahre gab es kaum noch Arbeitslose, dafür aber immer mehr offene Stellen. Die Bundesrepublik Deutschland erlebte eine Zeit der Vollbeschäftigung. Politik, Medien und auch die meisten Menschen waren damals davon überzeugt, dass Massenarbeitslosigkeit ein Phänomen vergangener Zeiten war, beseitigt durch die Soziale Marktwirtschaft und eine kluge Wirtschaftspolitik.

Die Wirtschaft litt unter einem akuten Arbeitskräftemangel, der nur durch zusätzliche Arbeitskräfte behoben werden konnte. In den 50er Jahren waren dies vor allem zwei Personengruppen, deutschstämmige Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und Osteuropa sowie Übersiedler aus der DDR. Daneben bemühte sich die deutsche Wirtschaft seit Mitte der 50er Jahre um Arbeitskräfte aus dem Mittelmeerraum. Nach dem Bau der Berliner Mauer 1961 konnte die Wirtschaft weder aus Osteuropa noch aus der DDR neue Arbeitskräfte rekrutieren. Sie war daher auf Arbeitskräfte aus anderen Ländern angewiesen.

³ Auch in der DDR gab es Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten vor allem aus Vietnam und Mosambik mit einer spezifischen Migrationsgeschichte. Als NRW-Projekt beschränken wir uns auf die Migrationsgeschichte in der damaligen Bundesrepublik. Zur Ausländerbeschäftigung in der DDR vgl. Bade 2000, S. 339f, ebenso Gieler / Ehlers 2001, S. 93ff

Ebenso wie die Bundesrepublik hatten auch die Herkunftsländer ein Interesse an einer baldigen Rückkehr der Arbeitsmigrantinnen und -migranten.

c) Die Interessen der Zugewanderten

Auch die zugewanderten Personen selbst hatten zunächst die Absicht, möglichst bald in die Heimat zurückzukehren. Gerade die Unverbindlichkeit des befristeten Aufenthalts stellte oft erst die psychologische Basis dafür her, sich auf das Abenteuer in der Fremde einzulassen (Jamin 1998, S. 227). In der Regel hatten sie vor allem den Wunsch, ihre materielle Lage zu verbessern.⁴ Dieser Gleichklang der damaligen Interessen prägte lange Zeit die Integrationsgeschichte der Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten und wirkt zum Teil bis heute nach – auch wenn sich der tatsächliche Migrationsverlauf völlig anders entwickelte:

- Die alt gewordenen Zuwanderinnen und Zuwanderer haben sich in der Regel von dem ehemaligen Migrationsziel der Rückkehr nie ganz verabschieden können. Sie waren keine Auswanderer und sind es auch nur halb geworden. Insbesondere gilt dies für die älteren türkischen Arbeitsmigranten. Indiz dafür ist z.B. die hohe Zahl der Pendler, die im Sommer in der Türkei leben und im Winter in Deutschland.
- Das Aufnahmeland Deutschland hat lange Zeit nicht zur Kenntnis nehmen wollen, dass das Konzept der „Gastarbeit“ gescheitert war. Zaghafte Integrationsbemühungen setzten erst Mitte der 70er Jahre ein, waren dem Ziel der Begrenzung der Ausländerbevölkerung und ihrer Rückkehr aber bis in die 80er Jahre untergeordnet.
- Auch das dritte Interesse, das der Herkunftsländer, konnte unter diesen Bedingungen zumindest in dem Land, aus dem die meisten Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten kamen, fortbestehen. Der türkische Staat sieht in den hier lebenden Zuwanderern türkischer Herkunft die „eigenen Leute“, deren Interessen es zu vertreten gilt, wie etwa beim Besuch des türkischen Ministerpräsidenten Erdogan, der im Februar 2008 in Köln vor 16.000 Landsleuten vor Assimilierung als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ warnte.

Neben dieser nachwirkenden Interessenkonstellation spielen für unsere Fragestellung der kulturellen Inte-

⁴ Deshalb blieben die Familien zunächst in den Herkunftsländern. Der Familiennachzug begann in der Regel erst in den 70er Jahren.

gration noch drei weitere Faktoren eine Rolle: Die Auswahl der Migrantinnen und Migranten, ihre Arbeit in Deutschland und die Folgen dieser Arbeit.

Der Arbeitskräftemangel in der Zeit der Vollbeschäftigung war branchenübergreifend, und daher waren es auch die Bemühungen der Wirtschaft, Arbeitskräfte aus dem Ausland zu rekrutieren. Vergleicht man das Anforderungsprofil, das in aktuellen Diskursen über mögliche „Gastarbeit“ gefordert wird („Computerlinder“; Pflegekräfte aus Osteuropa; Saisonarbeiter bei der Spargelernte etc.), so unterscheiden sich die damaligen Anforderungen deutlich: Gefordert war nicht die Facharbeit und auch nicht die Saisonarbeit, gefordert war die angelernte Arbeitskraft, in der Montage, am Band oder unter Tage. Wer nach Deutschland zum Arbeiten wollte, musste jung und gesund sein. Die Altersgrenze für qualifizierte männliche Bewerber betrug 40 Jahre, bei Frauen 45 Jahre. Bergarbeiter mussten jünger als 35 Jahre sein, unqualifizierte Arbeiter jünger als 30 Jahre (Eryilmaz 1998, S. 103).

Alle Bewerber/innen mussten sich einer gründlichen medizinischen Untersuchung unterziehen. Nur jede/vierte wurde genommen. Die Gesundheitsbehörden konnten also sehr wählerisch sein (ebenda, S. 108).⁵

Die angeworbenen Personen arbeiteten zumeist in der Industrie, in Fertigungsberufen, überwiegend in großen oder mittleren Betrieben, nur selten in Kleinbetrieben. Sie arbeiteten dort in der Regel als ungelernete oder angelernte Arbeiterinnen und Arbeiter. Typische „Ausländerarbeitsplätze“ waren solche, die für Deutsche zunehmend unattraktiv wurden.

Viele Migrantinnen und Migranten aus dem ländlichen Raum hatten Anfangs Probleme, sich an das schnelle und regelmäßige Tempo des Arbeitslebens in der Industrie zu gewöhnen (Dietzel-Papakyriakou 1993, S.57). Hinzu kamen Verständigungsprobleme und die Unkenntnis betrieblicher „Spielregeln“. Es kam öfter vor, dass die Arbeitsmigrantinnen und -migranten „den Akkord verdarben“, also viel zu schnell arbeiteten, was zu Problemen mit den deutschen Kolleginnen und Kollegen führte.

Die Auswahl der Arbeitsmigrantinnen und -migranten – nur junge und gesunde Kandidatinnen und Kandidaten

⁵ Die medizinische Untersuchung erlebten die meisten Kandidatinnen und Kandidaten als Schock. In Interviews, die in den 90er Jahren mit älteren Arbeitsmigrantinnen und -migranten durchgeführt wurden, wird dieses Erlebnis immer wieder thematisiert. Die meisten Interviewpartnerinnen und -partner heben die Schamverletzung hervor. Dass der Arzt sogar das Gesäß und die Geschlechtsteile untersuchte, war für viele eine verletzend, zumindest aber eine äußerst befremdliche Situation (Jamin 1998, S.210).

wurden genommen – bewirkte in den ersten Jahren der Zuwanderung äußerst niedrige Krankenstände (im Vergleich zu ihren deutschen Kolleginnen und Kollegen). In den folgenden Jahren änderte sich dies. In der Expertise zum ersten Altenbericht der Bundesregierung fasste Maria Dietzel-Papakyriakou die Diskussion über die Bedingungen zusammen, die in den 70er und 80er Jahren zu einer höheren gesundheitlichen Gefährdung der ausländischen Arbeitnehmer geführt haben:

- Die Arbeitsmigrantinnen und -migranten der 1. Generation wurden als nicht oder wenig qualifizierte Arbeitskräfte in Bereichen eingesetzt, in denen schwere körperliche und gesundheitsschädigende Arbeit geleistet wurde.
- Die Arbeit war verbunden mit Giftstoffen, Lärm, Hitze, Dämpfen, Kälte und Nässe.
- Zeitdruck im Akkord und Bandarbeit sowie sonstige monotone Tätigkeiten führten zu einseitigen physischen Belastungen.
- Ursprünglich gingen die Arbeitsmigrantinnen und -migranten davon aus, schon bald wieder in die Heimat zurückzukehren. Dieses Ziel schien dann am schnellsten durchsetzbar zu sein, wenn z.B. möglichst viele Überstunden geleistet wurden.
- Die meisten Arbeitsmigrantinnen und -migranten verfügten nur über geringe Erfahrungen mit der industriellen Arbeitsweise. Sie hatten daher keine adäquaten Strategien der Ökonomie ihrer physischen und psychischen Kräfte.
- Sie hatten aufgrund ihrer geringen Qualifikation und aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse wenige Möglichkeiten, den gesundheitsbelastenden Arbeiten auszuweichen.
- Die schlechten Wohnbedingungen und die eingeschränkten materiellen Ressourcen verhinderten die ausreichende physische und psychische Regeneration nach der Arbeit.
- Hinzu kamen das zunächst ungewohnte Klima, die Trennung von der Familie und die traditionellen Ernährungsweisen, die nicht zu den Arbeitsbedingungen passten (Dietzel-Papakyriakou 1993, S. 57).

Dies hat aktuelle Folgen. Wie bereits eine Ende der 90er Jahre im Auftrag des damaligen Ministeriums für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen erstellte Studie

ergab (Uske/Heveling-Fischell/Mathejczyk 2001), kann davon ausgegangen werden, dass ältere Arbeitsmigrantinnen und -migranten – trotz des „healthy-migrant“ Effekts⁶ zu Beginn der Migration – im Durchschnitt weniger gesund und früher schwerbehindert sind.

3. Von der „Ausländerpolitik“ zur „Integrationspolitik“

In den letzten dreißig Jahren hat sich in einem langen und widersprüchlichen Prozess ein gesellschaftlicher Konsens herausgebildet, der aus „Gastarbeitern“, „Migranten“, „Menschen mit Zuwanderungsgeschichte“, „Personen mit Migrationshintergrund“, „Zuwanderer“ oder „Einwanderer“ gemacht hat. Jenseits der damit noch mitgeführten semantischen Nuancen ist das Ziel unumstritten: Integration.⁷

Natürlich ließe sich einwenden, dass der Begriff die Funktion eines Formelkompromisses erfüllt, weil damit ganz unterschiedliche Konzepte gemeint sein können: Von der „Multikulturellen Gesellschaft“ bis hin zu Assimilationskonzepten. Dennoch stellt er – gerade für die, die integriert werden sollen – einen Unterschied ums Ganze dar. In den 70er Jahren galt es z.B. als ausgemacht, dass Ausländer bei Massenarbeitslosigkeit ihr Gastrecht verlören. Für sie galt das umgekehrte Sozialstaatsprinzip (Dohse 1986, S. 631). Während dieses davon ausgeht, dass durch die Marktmechanismen hervorgerufene Lebensrisiken durch soziale Abfederungen minimiert werden sollen, wurden diese Risiken bei der Ausländergesetzgebung verstärkt.⁸ Weil die Arbeitserlaubnis an Ausländer nur „nach Lage und Entwicklung des Arbeitsmarktes unter Berücksichtigung der Verhältnisse des einzelnen Falles“ (§ 19 AFG) erteilt wurde, war der Aufenthalt in Deutschland an ein Damoklesschwert gebunden. Zwar wurde dieses Schwert gegenüber den Gastarbeitern nie direkt angewandt. Die Rückkehr blieb aber nicht nur eine selbst gewählte Option, sondern wurde bisweilen durch materielle Anreize und die weitere

⁶ Migrantinnen und Migranten sind häufig bei Beginn der Migration gesünder als gleichaltrige Einheimische.

⁷ In den Erklärungen der EU wird Integration als beidseitige Integration gefasst: „Integration is a dynamic, two-way process of mutual accommodation by all immigrants and residents of Member States“ (Kommission der Europäischen Gemeinschaft 2007, S. 13)

⁸ Tatsächlich war die Ausländerbeschäftigung in den konjunkturellen Krisen Mitte der 70er und Anfang der 80er Jahre der zentrale Puffer des Arbeitsmarktes. Der Beschäftigungsrückgang zwischen 1974 und 1977 wurde zu 47,4 % von ausländischen Arbeitnehmern getragen, obwohl sie nur 10 % der Beschäftigten stellten. Zwischen 1980 und 1982 waren sie sogar zu 54,5 % am Beschäftigungsrückgang beteiligt, bei einem Beschäftigungsanteil von ca. 8,5 % (Schäfer 1988, S. 37).

Ungewissheit, vielleicht doch noch ausgewiesen zu werden, nahegelegt, vor allen im Zusammenhang mit dem „Rückkehrförderungsgesetz“ 1983.⁹

Doch das ist nur die eine Seite der Entwicklung. Parallel zu den Versuchen, einen Teil der Gastarbeiter zur Rückkehr zu bewegen, fanden von verschiedenen Seiten aus Integrationsbemühungen statt, in der Wirtschaft, in der beruflichen Ausbildung, in den Schulen, im Gesundheitswesen, in den Wohnvierteln und in der Sozialen Arbeit. Auch in der Politik gab es seit Mitte der 70er Jahre Integrationsdebatten. Ausdruck war z.B. die Schaffung des Amtes des „Beauftragten der Bundesregierung für die Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen“ 1978. Erster Beauftragter war der ehemalige nordrhein-westfälische Ministerpräsident Heinz Kühn. Nach Bade/Bommes (2004, S. 31) lief die Politik in dieser Zeit insgesamt aber „zunehmend auf einer eigenen Spur neben den Einwanderungs- und Integrationsrealitäten.“ Doch auch dies ändert sich spätestens in den 90er Jahren¹⁰ und endgültig seit dem Zuwanderungsgesetz 2004.

Im Laufe der 80er Jahre wird der deutschen Gesellschaft bewusst, dass zumindest ein Teil der Gastarbeiter nicht mehr zurückkehren wird und sich die Gesellschaft mit ihnen irgendwie arrangieren muss. Dies galt dann auch für die kulturelle Integration. 1992 verabschiedete z.B. der Deutsche Städtetag das Positionspapier „Kulturelle Vielfalt in Deutschland. Empfehlungen für das Zusammenleben in deutschen

Städten“. Kulturelle Vielfalt, so das Papier, „trägt maßgeblich zur Qualität und Vitalität eines Gemeinwesens bei.“ (Deutscher Städtetag 1993). In den Städten sei durch das Zusammenwirken verschiedenster gesellschaftlicher Kräfte schon viel erreicht worden, auch wenn viele ausländische Mitbürger immer noch Benachteiligungen erleben müssten. Dies gelte auch für den kulturellen Bereich.

Auch 15 Jahre später ist von mangelnder kultureller Integration die Rede. Im Schlussbericht der Enquête-Kommission „Kultur in Deutschland“ wird z.B. gefordert, dass die kulturellen Gesichtspunkte in der Integrationspolitik stärker beachtet werden sollen (Deutscher Bundestag 2007, S. 211). Die bestehenden Kulturbetriebe Theater, Orchester und Museen seien zwar auf Personal aus verschiedenen Teilen der Welt angewiesen, in ihrem Publikum spiegele sich Migration aber so gut wie gar nicht wider. Als Gründe vermutet die Kommission mangelnde Bildungsvoraussetzungen, Schwellenängste, Fremdheit und nicht vorhandenes Interesse (ebenda S. 213). Als Handlungsempfehlung wird dann gefordert, dass die Länder und Kommunen in ihren Kultureinrichtungen wie Theatern oder Opern darauf hinwirken, vermehrt Migranten als Publikum zu gewinnen (ebenda S.216). Wie das unter den vermuteten Gründen gelingen könnte, bleibt offen.

In einem Beitrag zum Thema „Interkultur“ setzt sich der Migrationsforscher Mark Terkessidis kritisch mit dem Bericht der Enquête-Kommission auseinander und mit dem Defizitansatz der bisherigen deutschen Integrationspolitik. Immer gehe es um „Integrationsdefizite“, die es zu beseitigen gälte, um „Schwächen in Bildung und Ausbildung“, um eine „höhere Arbeitslosigkeit“, um „mangelnde Sprachkenntnisse“. Dieser einseitige Blick auf die Migrantinnen und Migranten prägt dann auch die kulturelle Integration. „Hierzulande wird weiterhin oft angenommen, dass der Künstler mit Migrationshintergrund stets nur über sich selbst sprechen kann; zu Abstraktion, zur Darstellung von etwas Allgemeinem scheint er nicht in der Lage zu sein. Und so werden Jugendliche nichtdeutscher Herkunft von vielen Pädagogen primär dazu aufgefordert, in Theater- oder Kunstprojekten ihr ‚eigenes Leben‘ zu erzählen. Das führt dazu, dass man ihre kulturellen Produktionen nicht als Kunst ernstnimmt. Zudem wird von vornherein auf die Vermittlung der ästhetischen Formsprache der Hochkultur verzichtet.“ (Terkessidis 2008, S.69).

Die Blickrichtung einer solchen kulturellen Integration gehe, so Terkessidis, von einer als Norm gesetzten „deutschen Kultur“ aus, um sie dann mit der „Kultur der Anderen“ in Beziehung zu setzen. Tatsächlich

⁹ In der Begründung des Gesetzes durch den damaligen Arbeitsminister Norbert Blüm taucht auch der oben skizzierte Gleichklang der Interessen Deutschlands, der Herkunftsländer und der Arbeitsmigranten als Argumentationsmuster noch einmal auf, allerdings diesmal als Rückkehr-Wunschbild: *„Arbeitslosigkeit ist überall schlimm, am schlimmsten, so glaube ich jedenfalls, ist Arbeitslosigkeit in der Fremde. Wer zu Hause ist, eingebunden in die Familie, die in den Herkunftsländern noch eine Großfamilie ist, wird mit der Arbeitslosigkeit manchmal besser fertig als jemand, der fernab von der Heimat ist, verlassen in Bahnhofshallen und Großstadtunterkünften. (...) Die Heimatländer – dafür müssen wir auch werben – sollten die Chance sehen, die sich in unserem Konzept eröffnet. Die Rückkehr industrieerfahrener, qualifizierter Landsleute könnte ein Gewinn für die eigene Wirtschaft sein. (...) Unsere Fürsorge begleitet die Heimkehrer. Ihren Heimatländern soll geholfen werden.“* (Norbert Blüm, Bundestagsrede, 10.11.1983).

Tatsächlich gingen die wenigsten Rückkehrer freiwillig und viele be reuten ihren Entschluss, weil sie als industrieerfahrene Fachkräfte in der Türkei nicht gebraucht wurden, nun aber auch nicht mehr zurück durften.

¹⁰ Im Bericht der „Kommission „Zuwanderung“, der die wesentliche Grundlage für die neue Gesetzeslage bildete, heißt es nun: „Integration ist eine dauerhafte politische und gesellschaftliche Aufgabe, die alle im Land lebenden Menschen betrifft. Integrationsförderung soll den Zuwanderern eine gleichberechtigte Teilhabe am wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Leben ermöglichen und für Toleranz, Akzeptanz und wechselseitigen Respekt zwischen den Bevölkerungsgruppen werben.“ (Kommission Zuwanderung 2001, S.18).

gebe es auf kommunaler Ebene aber längst kulturelle Praxen, die ein anderes „interkulturelles“ Vorgehen als Prinzip verankern und „mainstreamen“ (ebenda S.68).

Die Kritik am Defizitansatz, die in Migrationsdebatten eine immer größere Rolle spielt, sollte allerdings nicht dazu führen, die vormals in den Mittelpunkt gerückte andere Seite auszublenden. Kritik am Defizitansatz kann nicht bedeuten, dass es ab sofort keine Defizite mehr gibt und die Lebenswelt der Zugewanderten aus lauter Ressourcen besteht. Es geht um das Vermeiden einseitiger Blickrichtungen und das Hinterfragen stereotyper Vorstellungen.

Und das auch und gerade, wenn wir uns dem Thema „Kulturelle Integration älterer Menschen mit Zuwanderungsgeschichte“ zuwenden. Denn während sich die Gesellschaft in der Praxis und der Reflexion dem übergreifenden Thema „Kulturelle Integration von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte“ zugewandt hat, gibt es noch wenige Überlegungen für die Gruppe der älteren Zuwanderer.

Das liegt zum einen daran, dass „ältere Zuwanderer“ bis vor ein paar Jahren überhaupt ein exotisches Thema war, dessen Relevanz, ja Existenz häufig bezweifelt wurde. In einem vom damaligen Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes NRW geförderten Projekt „Älter werden in Deutschland“ hat das RISIP zusammen mit dem Berufsbildungswerk des DGB (bfw) die Bedingungen untersucht, unter denen sich das Altenpflegesystem älteren Zuwanderern gegenüber öffnen könnte (Kaewnetara/Uske 2001). Die Ende der 90er Jahre geführten Expertengespräche zeigten, wie exotisch das Thema damals war. Die meisten der Expertinnen und Experten waren der Meinung, dass sich das Problem gar nicht stelle, da die älteren Zuwanderer künftig entweder im Alter remigrieren würden oder von der „Großfamilie“ versorgt würden. Zehn Jahre später geht der Fachdiskurs an dieser Stelle in eine andere Richtung. Das liegt vor allem daran, dass die Realität den Diskurs eingeholt hat. Bereits 2006 waren 7,6 % aller Ausländer über 65 Jahre (Deutscher Städtetag/Bertelsmann-Stiftung 2008, S. 19). Nach einer Prognose des Instituts für Gerontologie an der TU Dortmund wächst die Zahl der über 65-jährigen Migrantinnen und Migranten zwischen 2006 und 2020 um 68,1 % (ebenda S. 24).

Dass dennoch das Thema „Ältere Zugewanderte“ in Verbindung mit Kultur exotisch bleibt, liegt deshalb vor allem an dem hegemonialen „Objekt-Blick“ des herrschenden Migrationsdiskurses verstärkt durch den Blick, der in dieser Gesellschaft generell auf ältere Menschen geworfen wird: als Zielgruppe, der geholfen werden muss, und nicht als Subjekte, die dabei unter-

stützt werden sollten, ihr Leben selbstbewusst zu gestalten. Erst seit kurzem gibt es von Seiten der Politik Ansätze, diese Blickrichtung zu ändern, z.B. in den Handlungsempfehlungen zu älteren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte (MGFFI 2007) oder im Bonn-Memorandum des vom MGFFI durchgeführten EU-Projektes „Active Ageing of Migrant Elders across Europe“ (MGFFI 2008a).

4. Kulturelle Praxis, kulturelle Bedürfnisse und kulturelle Integration

In einem Aufsatz aus dem Jahre 1972 beklagt Kurt Scharf vom Berliner Goethe-Institut verpasste Chancen. *„Die Inländer in der Bundesrepublik“, so Scharf, „werden zunehmend ausländerfeindlich, und die Presse trägt durch Sensationsmeldungen, die die Aversion gegen die Fremden verstärken, ihren Teil dazu bei, dass dieser Trend sich noch verschärft. Hinzu kommt, dass die ausländischen Arbeitnehmer in der Bundesrepublik meist schlecht und noch dazu teuer wohnen, oft weniger bezahlt werden und den Kontakt zu den Deutschen vergeblich suchen. Wie anders könnte die Lage aussehen, wenn hier staatlicherseits eingegriffen würde! – durch Auflagen an die Arbeitgeber, Kontrollen der Lebensverhältnisse, soziale Hilfen, systematische Vermittlung von Sprachkenntnissen und – last not least – kulturelle Betreuung“* (Scharf 1972, S. 297f).

Der Aufsatz von Kurt Scharf mit dem Titel „Kulturarbeit und Gastarbeiter“ hat den bezeichnenden Untertitel „Überlegungen zur ‚Dritten Welt‘ im Inland“, beklagt die Situation der Gastarbeiter Anfang der 70er Jahre und fordert eine „auswärtige Kulturpolitik im Inland“ (ebenda, S. 295). *„Während die Goethe-Institute im Ausland große Mühe haben, die Ausländer mit der deutschen Kultur in Berührung zu bringen, sind diese in Deutschland ständig mit ihr konfrontiert. Sie stehen ihr aber, aus ihrer gewohnten Umgebung, dem heimischen Klima, den überlieferten Lebensgewohnheiten und der Geborgenheit der Großfamilie herausgerissen, ohne die nötigen Informationen unorientiert und hilflos gegenüber. Sie sind einem Kulturkonflikt ausgesetzt und nicht nur objektiv dringend auf eine kulturelle Betreuung angewiesen, sondern wünschen und erwarten diese auch.“* (ebenda).

Das Zitat zeigt nicht nur, wie sich bestimmte stereotype Muster im Diskurs über die Arbeitsmigranten tradiert haben (Bedeutung des „heimischen Klimas“¹¹,

¹¹ So berichtet Mark Terkessidis (2000, S. 75) davon, dass er, obwohl er Deutscher ist und in Deutschland geboren, bei Sturm und

„Großfamilie“, „Kulturkonflikt“). Es zeigt vor allem den paternalistischen Blick, den der Diskurs einnimmt, und zwar sowohl auf Seiten der von Scharf kritisierten Politik als auch auf Seiten des Kritikers. Es geht immer um staatliche Eingriffe, „Betreuung“ und, jedenfalls bei Scharf, um Betreute, die erwarten, dass sie stärker betreut werden.

Dass die von Scharf kritisierte mangelnde Betreuung nicht zwangsläufig sein musste und andere Entwicklungspfade möglich gewesen wären, zeigt ein Blick ins Archiv der Stadt Duisburg. Dort lassen sich sogar vereinzelte Beispiele von Versuchen kultureller Integration durch die Anwerbefirmen entdecken, z.B. das der Hamborner Bergbaugesellschaft. Die Rheinische Post berichtete rückblickend am 03.12.1982 darüber, dass die halbe Unternehmensleitung zum Flughafen für den persönlichen Empfang kam, als die ersten türkischen Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter 1961 eintrafen. Die Hamborner Bergbaugesellschaft soll eigene Wohnungen (140 Mark pro Monat inkl. Vollverpflegung) bezugsfertig eingerichtet haben. Und weiter ist zu lesen: *„Die türkischen Arbeiter hatten eine eigene Bibliothek und Sporthalle. Da das deutsche Essen für sie fremdartig war, wurde ein türkischer Koch eingestellt. (...) Abends veranstalteten Deutsche und Türken gemeinsame Kulturabende, die Firma richtete einen Sprachkurs ein. Der Bergbauingenieur wurde Dolmetscher und Übersetzer.“*

Ein anderes Beispiel ist die Bergwerksgesellschaft Walsum. Die Werkszeitung der Bergwerksgesellschaft „Der Kumpel“ vom 23. September 1957 schreibt: *„Die ersten Italiener auf Walsum. Im Heim steht ein italienischer Landsmann als Dolmetscher und zur Betreuung zur Verfügung. Um den Italienern die Eingewöhnung zu erleichtern, ist zeitweilig auch eine italienische Fürsorgerin der Caritas in Walsum tätig. Jeden Sonntag wird in der St. Dionysius-Kirche in Walsum ein Gottesdienst in ihrer Muttersprache gehalten. Auch kulturelle Veranstaltungen werden laufend in Verbindung mit der italienischen Caritas und dem Konsulat durchgeführt. Im Betrieb stehen ebenfalls italienische Dolmetscher zur Verfügung.“*

Doch das waren Ausnahmen. Das kulturelle Leben in Deutschland und das seiner Gastarbeiter findet zunächst weitgehend in parallelen Welten statt. Erste Annäherungsversuche liefen über private Kontakte oder über die Medien. Das erste kulturelle Angebot in

den Medien¹² bietet 1964 der Westdeutsche Rundfunk an, indem er Hörfunkbeiträge in verschiedenen Sprachen für das gesamte Bundesgebiet sendet. Auch im Fernsehen bietet der WDR Sendungen für ausländische Arbeitnehmerinnen und -nehmer an. Ein Jahr später folgt das ZDF diesem Beispiel. Die Sendungen heißen „Nachbarn in Europa“ bzw. „Unsere Heimat/Ihre Heimat“¹³ (Weber-Menges 2005). Eine Integrationsfunktion hatten diese Sendungen nicht. Sie sollten eine Hilfe für den Arbeitsaufenthalt „in der Fremde“ sein, den Informationsbedarf der nur wenig deutsch sprechenden Gastarbeiter decken (ebenda, S. 257).¹⁴

Wie wenig die Medien damit ihrer Zielgruppe entgegenkamen, zeigen die folgenden Jahre, die durch die Nutzung „ethnischer Medien“ geprägt sind, ab den 70er Jahren über ausländische Kinoprogramme und ethnische Presseerzeugnisse, ab den 80er Jahren über den ethnischen Videomarkt bis hin zur Verbreitung ausländischer Fernsehsender über das Kabelfernsehen und schließlich über Satellit (ebenda, S. 241ff). Gleichzeitig nimmt die Bedeutung der deutschen Sendungen für „Gastarbeiter“ ab. 1996 teilte der WDR mit, dass der sogenannte „Gastarbeiterrundfunk“ aus Köln nur noch drei Prozent der in Deutschland lebenden Türken erreiche (ebenda, S. 274).

Die Nutzung der ethnischen Medien wird häufig als „kulturelle Gettoisierung“ beschrieben, als Beweis für das Entstehen von Parallelgesellschaften – gerade bei der Gruppe der türkischen Zuwanderer. Tatsächlich scheint die Mehrheit der türkischstämmigen Zuwanderinnen und Zuwanderer aber einen Mix aus ausländischen und deutschen Medien zu bevorzugen, wie eine Studie aus den 90er Jahren ergab (Güntürk 2000, S. 277).¹⁵

¹² Ein gutes Beispiel und einen Einblick in die kulturelle Pflege von Heimatkultur finden sich in Hazar (1998, S. 285-336). In dem Sammelband, in dem dieser Beitrag erschienen ist, findet sich weiterhin eine Chronologie der Einwanderung und des Auftretens der Massenmedien in nicht-deutscher Sprache von 1955-1997 (Eryilmaz / Jamin 1998, S. 391-403).

¹³ Letztere wird 1993 in „Babylon“ umbenannt und schließlich 2003 durch das neue Sendeformat Cosmo TV ersetzt.

¹⁴ Nach Weber-Menges (2005, S. 248f) verdankten sich diese Programme auch dem Kalten Krieg und waren eine Reaktion darauf, dass Radio Prag in Italienisch und Spanisch sendete und Radio Bukarest in Griechisch und Türkisch.

¹⁵ In seinem Aufsatz „Die Mediennutzung der ethnischen Minderheiten“ verweist Daniel Müller (2005, S.359ff) auf weitere empirische Untersuchungen zum Medienkonsum, die alle zu ähnlichen Aussagen kommen. Allerdings verweist er auch auf erhebliche methodische Einwände gegenüber solchen empirischen Befunden. Auch weist er darauf hin, „dass die ethnischen Minderheiten in der Medienforschung (...) nach wie vor nicht systematisch erfasst werden. In den meisten Panels fehlen sie ganz, in anderen fehlen alle Nicht-EU-Ausländer etc, (...) viele Studien beschränken sich auf die Türken. Die ethnische Vielfalt wird nicht ausreichend abgebildet. Das gilt auch für die Binnendifferenzierung der großen Gruppen.“ (Müller 2005, S. 376).

Regen gefragt würde, wie er denn nur in diesem Land leben könne. Bei 35 Grad hingegen würde ihm beim Sport bescheinigt, dies sei ja offensichtlich „sein Wetter“.

Inwieweit neuere Ansätze integrativer Medienprogramme, wie etwa „Funkhaus Europa“, kulturell neue Akzente setzen können, ist unklar. Die Abendprogramme, die in der Muttersprache gesendet werden, werden offenbar gerade von älteren Zuwanderinnen und Zuwanderern gehört (Yilmaz 2006, S. 10). Insgesamt wird aber vermutet, dass „Funkhaus Europa“ nur sehr wenige dieser Zielgruppe erreicht, und hier vor allem höhere Bildungsschichten (Weber-Menges 2005, S. 289).

Kulturelle Integrationsversuche der Gastarbeiter fanden bis zu den 80er Jahren kaum statt. Hier und da wurden von Initiativen und Stadtverwaltungen „Ausländerfeste“ meist in einschlägigen Stadtteilen veranstaltet, mit Esständen, Folklore und Kulturangebot. Was gut gemeint war, entpuppte sich für jeden Kunstschaffenden als Albtraum. Schriftsteller hielten beispielsweise ihre Lesungen in Sälen ab, in denen auch getanzt und Essen verkauft wurde.

Solche kulturellen Praxen waren und sind, so Thorsten Gross (2003, S. 188) nicht unbedingt integrationsförderlich, da sie stereotype Bilder, die eigentlich aufgebrochen werden sollen, reproduzieren. *„Bei einer typischen ‚Begegnung der Kulturen‘ oder einem ‚Fest der Völker‘ stehen TürkinInnen hinter einem Dönerstand, präsentieren AfrikanerInnen folkloristische Musik und Tänze, werden eher für Touristen produzierte Souvenirs aus aller Welt verkauft, tanzen GriechInnen Sirtaki... Ein gesellschaftspolitisch ambitioniertes Kulturprojekt zum Thema Bayern würde wohl auch nicht bei Schuhplattlern, volkstümlicher Musik oder Leberkäs‘ stehen bleiben, sondern aktuelle kulturelle oder gesellschaftspolitische Entwicklungen aufgreifen. Warum geschieht entsprechendes in der interkulturellen Kulturarbeit zu wenig?“* (ebenda)

Die Geschichte der „kulturellen Integration“ der Arbeitsmigrantinnen und -migranten der „1. Generation“ hat natürlich viel mehr Facetten. An dieser Stelle sollte nur angedeutet werden, von welcher schwierigen Voraussetzungen ausgegangen werden muss, wie schwierig also das Terrain ist, auf das man sich begibt, wenn man an die Konzeption kultureller Angebote für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte herangeht.

Wie sieht nun die aktuelle Situation aus? In einem der wenigen Beiträge zu diesem Thema skizziert Peter Zeman (2008) vom Deutschen Zentrum für Altersfragen (DZA) unter dem Titel „Kulturarbeit mit älteren Migrantinnen und Migranten – eine Zukunftsaufgabe“ die schwierige Ausgangssituation. Obwohl die Zahl der älteren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte überproportional wachse, sei ihr Einfluss auf den Kulturbereich bislang kaum wahrnehmbar. Dafür macht

Zeman unter anderem politische Gründe verantwortlich. Mit der ersten Zuwanderergeneration sei kein Problemdruck verbunden wie bei Teilen der dritten und vierten Generation. *„Dieser Problemdruck ist es, der viele Anstrengungen im Bereich von Bildung und Kultur auslöst, deren Ziel die Vermeidung und Entschärfung soziokultureller Konflikte durch integrative Ansätze ist. Die Förderung einer nachholenden Integration für jene Gruppen der ersten Migrantengeneration, die unter integrationspolitischen Versäumnissen in der Vergangenheit besonders zu leiden hatten, findet – wenn überhaupt – dann nicht im kulturellen Bereich statt, sondern funktional reduziert auf eine ‚qualifiziertere‘ Inanspruchnahme der sozialen, gesundheitlichen und pflegerischen Regelversorgung. Dabei geht es nicht zuletzt um die Vermeidung gesellschaftlicher Kosten von Fehlversorgung und mangelnder Compliance.“* (Zeman 2008, S. 4).

Zeman weist auch noch auf einen anderen Fallstrick des aktuellen Diskurses hin. Der allgemein üblicher werdende Wechsel weg von den Problemen hin zu den Ressourcen und Potenzialen, auch in Bezug auf die ältere Generation, lenke den Blick vor allem auf die Menschen, die reichlich mit diesen Potenzialen ausgestattet sind, weniger auf die Gruppen, deren Möglichkeiten reduzierter sind. Gerade diese Menschen bedürften aber einer besonderen Förderung und gezielten Empowerments (ebenda, S. 5). Und dies betreffe vor allem die älteren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte.

Hinzu komme ein drittes Problem: offene und versteckte Ressentiments der Mehrheitsgesellschaft gegenüber kulturellen Eigenaktivitäten von Zuwanderern, die häufig als Rückzug auf die eigene Community und Reethnisierung verdächtigt werden. Tatsächlich sei dieser Rückzug aber häufig gerade die Voraussetzung für eine interkulturelle Öffnung. *„Die wechselseitige Bestätigung geteilter Wertvorstellungen, ähnlicher Lebensstile und ästhetischer Vorlieben stärkt das Selbstwertgefühl und verleiht soziokulturelle Sicherheit. Diese Sicherheit wird gebraucht, um sich inter-kulturell öffnen zu können. Kulturarbeit kann beides unterstützen: den sicheren Rückhalt und die – ebenso reizvolle und riskante Konfrontation mit neuen Erfahrungen. Mit Erfahrungen, die (wenn sie gut sind), die Lebensqualität entscheidend bereichern können.“* (ebenda, S. 6).

Gute Beispiele für Kulturarbeit mit Menschen mit Zuwanderungsgeschichte seien, so Zeman, nicht leicht zu finden. Es gebe sie vor allem in der reichen Landschaft der Migrantenvereine und Selbstorganisationen, deren Ressourcen allerdings beschränkt seien. Es fehle an Personal, Räumen, fachlichem Know-how, pädagogischen Fähigkeiten und Methoden-

kenntnissen (ebenda, S. 5). „Kulturarbeit mit älteren Migrantinnen und Migranten“, so Zemans Resümee, „findet statt, aber sie wird zu wenig wahrgenommen und in ihrer Bedeutung oft verkannt. Es fehlt ihr an Ressourcen und fachlicher wie politischer Unterstützung, und es fehlt an Vernetzung.“ (ebenda, S. 7). Und zwar in zwei Richtungen: Vernetzung mit den Selbstorganisationen und Vernetzung auf der professionellen und institutionellen Ebene.

Geht man von dieser Voraussetzung aus, dann müssen zunächst folgende Fragen beantwortet werden:

1. Was ist unter „Kultur“ und „Kulturarbeit“ zu verstehen und in welche Richtung sollte sie entwickelt werden?
2. Was sind die kulturellen Bedürfnisse der älteren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte?
3. Welche Barrieren für die Kulturausübung existieren und wie können sie behoben werden?
4. Wie kann ein Prozess der Schaffung und Erweiterung kultureller Angebote für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte aussehen?
5. Wie können die finanziellen Voraussetzungen für ein solches Vorhaben sichergestellt werden?

Im Folgenden soll versucht werden, erste Antworten zu geben.

1. Es scheint in unserem Kontext zunächst einfach zu sein, sich auf einen „weiten“ Kulturbegriff zu einigen, etwa den der UNESCO: „Die Kultur kann in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Dies schließt nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertesysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen.“

Man muss sich bei dieser Festlegung allerdings im Klaren darüber sein, dass dies nicht dem Alltagsverständnis von Kultur entspricht. Es genügt ein Blick in die Tageszeitung, um festzustellen, dass vieles von dem, was bei der UNESCO-Definition als Kultur begriffen wird, dort – wenn überhaupt – auf den Lokalseiten zu finden ist und nicht im Kulturteil. Beim Alltagsverständnis von Kultur geht es um Kunst, die dann noch mal unterteilt wird in „Hochkultur“ und „Unterhaltungskultur“ mit entsprechenden Wertigkeiten. Das ist deshalb so wichtig, weil Kulturarbeit Öffentlich-

keit braucht und deren Herstellung an die Regeln des Medienbetriebs gebunden ist. Ähnliches gilt für das Kultursponsoring, das ja von Geldgebern abhängt, die davon überzeugt werden müssen, dass ihr Geld sinnvoll, also mit Imagegewinn angelegt ist. Ohne eine entsprechende Öffentlichkeit sind Sponsoren selten bereit, Kulturangebote zu finanzieren.

Kulturarbeit hat also einen Spagat zu vollziehen: sie ist einerseits einem „weiten“ Kulturbegriff verpflichtet, schließt also viele Bereiche der Lebensgestaltung ein. Sie muss sich andererseits mit einem Kulturbegriff arrangieren, von dem sie sich vorher abgegrenzt hat.

2. Wie sehen die kulturellen Bedürfnisse der älteren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte aus? Um einen ersten Eindruck zu bekommen, wurden in dem Projekt 15 leitfadengestützte Interviews mit älteren Migrantinnen und Migranten sowie Expertinnen und Experten, die in diesem Bereich arbeiten, durchgeführt. Diese informatorischen Interviews erfolgten telefonisch oder persönlich. Die Antworten sind weder repräsentativ noch hinreichend, sondern als explorativ zu verstehen; die Aussagen der Befragten spiegeln einen Ausschnitt sozialer Wirklichkeit wider¹⁶:

- Die zugewanderten Gastarbeiterinnen und -arbeiter hatten während ihres Arbeitslebens wenig Kontakt zum deutschen Kulturleben; in der Regel war dies deshalb so, weil ihnen die Zugänge fehlten und nicht, aufgrund eines fehlenden Interesses an kulturellen Veranstaltungen. Die Zugewanderten blieben weitestgehend unter sich, und dieses Miteinander prägte auch die eigene kulturelle Praxis. Mit dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben brachen dann zudem die Kontakte mit den Arbeitskolleginnen und -kollegen ab, was den Rückzug in die eigene Community noch verstärkte.
- Der Medienkonsum ändert sich im Alter kaum. Wie gewohnt werden immer noch Radio- und TV-Sendungen in der Muttersprache gehört bzw. gesehen, durchaus auch die muttersprachlichen Sendungen deutscher Sender, vor allem des WDR. Thematisch besonders interessant sind Sendungen über die Heimat, die bei vielen mit Gefühlen von Sehnsucht und Heimweh verbunden sind.
- Ein Problem, dass viele Ältere mit Zuwanderungsgeschichte von vielen Einheimischen im Alter nicht unterscheidet, ist die Einsamkeit. Einen besonderen Stellenwert hat deshalb die Organisation von

¹⁶ Bei allen Gesprächspartnern gab es ein hohes Interesse am Thema. „Die Idee ist gut!“

Eigenaktivitäten der Älteren, die an stadtteil- oder quartiersgebundene Treffpunkte und Projekte vor allem von Migrantenselbstorganisationen gebunden sind. Beispiele solcher Aktivitäten sind z.B. Kochen, Basteln, Singen, Tanzen, Heimat-Erzählungen mit Ausstellungen.

- Ein weiterer Aspekt, der immer wieder in den Gesprächen thematisiert wurde, ist die finanzielle Lage der Rente beziehenden Zuwanderer. Hier muss allerdings differenziert werden. Es stimmt zwar, dass viele Rentnerinnen und Rentner aus Gründen, die oben beschrieben worden sind, nur eine geringe Rente bekommen, es gibt aber auch den/die „Normalverdiener/in“ mit einer Durchschnittsrente. Auch muss Altersarmut nicht prinzipiell den Ausschluss von kultureller Betätigung bedeuten, beispielsweise können die Angebote der Migrantenselbstorganisationen kostenneutral genutzt werden. Armut im Alter setzt aber Grenzen – immer dann, wenn Kultur Geld kostet.
- Einen besonderen Stellenwert haben intergenerative Angebote „für die ganze Familie“, was den Bedürfnissen der älteren Zuwanderer nach Familienbindung besonders entgegenkommt.
- Ein großes Interesse scheint in den Bereichen Gesundheitsaktivitäten und Sport zu liegen. Vortragsveranstaltungen zum Thema „gesunde Ernährung“, „Heilkräuter“ bis hin zu Wellness-Angeboten – vor allem in den Heimatländern – sollten angeboten werden. (Eine keineswegs ungewöhnliche Perspektive angesichts der Praxis des Pendelns zwischen alter und neuer Heimat, die zumindest bei den türkischstämmigen älteren Zuwanderern aus verschiedenen Gründen immer mehr zur Alltagspraxis wird.)
- Insgesamt sind die Grenzen zu allgemeinen Freizeitaktivitäten (Ausflüge, Busreisen) fließend.

Nun wäre es vorschnell, die möglichen kulturellen Angebote auf solche unmittelbar geäußerten Bedürfnisse zu beschränken. Eine Vorannahme, die davon ausgeht, dass die traditionelle Hochkultur bei älteren Migrantinnen und Migranten prinzipiell auf wenig Resonanz stößt, kann sich durchaus als Vorurteil herausstellen.

Es wäre vielmehr zu fragen: Möchten nicht auch manche ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, die aus ihrem engen gemeinschaftlichen und familiären Umfeld nur selten herausgehen, unter bestimmten Umständen nicht auch mal einen Abend in der Philharmonie verbringen? Was hält sie davon ab? Gibt es –

jenseits des vorschnell vermuteten prinzipiellen Desinteresses – Gründe, warum ein, sagen wir Bergmann aus Duisburg-Walsum mit türkischer Zuwanderungsgeschichte, der im Ruhestand ist, nicht im Publikum einer Opern-Aufführung zu finden ist?

3. Welche Hindernisse könnten das sein? Wir können hier nur ein paar Fragen stellen, die sich aus Diskussionen mit Expertinnen und Experten ergeben haben, ohne sie zu beantworten.

Fehlendes Angebot? Das Ruhrgebiet z.B. ist stolz darauf, eine der dichtesten Kulturlandschaften überhaupt zu sein mit einem großen und differenzierten Angebot. Allerdings: man muss es kennen.

Mangelndes kulturelles Interesse? Mögen die Angesprochenen z.B. die dort gespielte Musik nicht bzw. gehört diese Musik nicht zu ihren kulturellen Gütern?

Unbekannter, fremder Ort? Oder möchten sie diese kulturellen Räume nicht besuchen, weil sie sich dort vielleicht nicht wohl fühlen könnten, weil kaum Landsleute da sind?

Unbekannte Verhaltensweisen? Da gehöre ich nicht hin! Man weiß nicht, wie man sich verhalten soll oder wie man sich dem Anlass entsprechend kleiden sollte?

Fehlende finanzielle Mittel? Können sie es sich nicht leisten?

Kultur ist auch Inszenierung! Brauchen zugewanderte Ältere andere kulturelle „Events“, um mitreden zu können? Events, die man gesehen haben muss?

Solche Fragen gelten natürlich auch für deutsche Seniorinnen und Senioren, und es kann sein, dass man mit diesen Fragen gängigen Klischees auf den Leim geht, es kann auch sein, dass es ganz andere Hindernisse sind. Dies ist nur empirisch beantwortbar.¹⁷ Und der Weg dahin ist der Dialog. Für Asli Sevindim, Direktorin für das Themenfeld „Stadt der Kulturen“ der

¹⁷ Tatsächlich ist die kulturelle Praxis der Bevölkerung in Deutschland über alle Altersklassen und soziale Gruppen hinweg betrachtet sehr heterogen. Nimmt man nur die Alterskohorten über 60 Jahre bzw. diejenigen, die Rente beziehen oder pensioniert sind, in den Blick, zeigen sich ebenfalls unterschiedliche kulturelle Orientierungen, die zudem mit einer gewissen Unflexibilität einherzugehen scheinen. Der traditionelle Kulturbetrieb mit Oper, Konzert und Schauspiel richtet sich zwar in seinem Angebot gerade auch an diese Altersklassen, allerdings, so konstatieren Hippe / Sievers (2006), nehme die Tendenz unter den Älteren zu, sich aus dem Kulturbetrieb der Kultureinrichtungen in die eigene Wohnung zum privaten Kulturkonsum mit Fernsehen und Musik zurückzuziehen. Einer Repräsentativbefragung der Gesamtbevölkerung im Jahr 2003 ist allerdings zu entnehmen, dass von je 100 Befragten in der Gruppe der 50- bis 64-Jährigen 26,2 % mehrmals pro Jahr ins Konzert / Oper / Theater gehen, bei den 65- bis 79-Jährigen liegt der Wert bei 21,1 %. Beide Werte liegen sogar über dem Wert von 19,9 % für die Gesamtbevölkerung. Die Befragung macht allerdings keine Angaben zur sozialen Situation und zur Herkunft der Besucher.

Kulturhauptstadt Ruhr 2010, gilt dies nicht nur für Zuwanderer:

„Um Teilhabe und Chancengleichheit für Migrantinnen und Migranten auch in Kunst und Kultur zu gewährleisten, braucht es fundierte Informationen über ihre Interessen und Bedürfnisse und einen Dialog auf Augenhöhe, der dazu führen muss, dass Menschen mit Einwanderungsgeschichte als Teil dieser Gesellschaft anerkannt und selbstverständlich eingebunden werden: Wir reden mit Ihnen, statt über sie – und handeln auch mit ihnen gemeinsam, statt für sie. Eine Methode übrigens, die nicht nur im Bezug auf Migrantinnen und Migranten relevant ist: Wer bedarfsorientierte oder profilscharfe Angebote machen und möglichst viele seiner Adressaten erreichen möchte, kommt um ein Mindestmaß an Kommunikation nicht herum.“ (Sevindim 2007, S. 13).

4. Migrantenselbstorganisationen sind der wichtige Partner bei der Organisation kultureller Angebote. Der überwiegende Teil der MSOs hat in der einen oder anderen Weise mit Kultur zu tun.¹⁸ Denn hier finden solche Angebote bereits statt. In einer vom Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen herausgegebenen Bestandsaufnahme zu den Selbstorganisationen von Migrantinnen und Migranten in NRW (MASSKS 1999) werden diese kulturellen Aktivitäten beschrieben: Die Bandbreite reicht von Feiern traditioneller Feste über Kulturabende, Konzerte, Ausstellungen, Lesungen, Rezitationen, Tanzgruppen, Chöre, Theaterkreise von Laienspielgruppen bis hin zu professionellen Ensembles, Mal- und Liederwettbewerben, Video- und Fotoarbeiten, Bastelnachmittagen, Rap-Workshops, Poeten-Cafes und muttersprachliche Bibliotheken.

Allerdings: vielen MSOs fehlen Erfahrungen und Ressourcen für das professionelle Management von Kulturveranstaltungen, die über gewohnheitsmäßige Aktivitäten hinausgehen. Es bedarf also einer Kombination verschiedener Akteure.

5. Wer soll das bezahlen? Wäre es z.B. denkbar, von den Unternehmen, bei denen die älteren Zuwanderer einst als Gastarbeiter gearbeitet haben, finanzielle Un-

terstützung für kulturelle Angebote zu bekommen? Wir haben es versucht...

5. Unternehmen als Sponsoren – Auf der Suche nach den Arbeitgebern

Ein kulturelles Angebot für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte zu entwickeln, ist die eine Sache. Eine andere ist, wie ein solches Vorhaben finanziert werden könnte. Könnte man die ehemaligen Arbeitgeber der ehemaligen Gastarbeiterinnen und -arbeiter als Sponsoren gewinnen?

Der Gedanke erscheint zunächst ein wenig sozialromantisch. Unternehmen haben wirtschaftlichen Zwecken zu dienen und stehen dafür bei ihren Anteilseignern in der Verantwortung.

Andererseits treten Unternehmen in vielen Bereichen als Sponsoren auf – unter anderem bei Kulturveranstaltungen. Warum also nicht bei Kulturveranstaltungen, deren Nutznießer ihre früheren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind, von deren Arbeitsleistung sie jahrelang profitiert haben?

Dazu müssten diese Unternehmen aber erst einmal gefunden werden! Viele der Fabriken, in denen die „Gastarbeiterinnen und -arbeiter“ gearbeitet haben, gibt es heute nicht mehr. Besonders ausgeprägt ist dies im Ruhrgebiet. Denn der Strukturwandel hat vor allem die Industrie getroffen, die Basis der Gastarbeiterbeschäftigung. Von über 100 Zechen, die in den 60er Jahren im Ruhrgebiet Steinkohle förderten, sind heute noch ganze 4 vorhanden. Von den zahlreichen Kokereien, die damals flächendeckend den Geruch von faulen Eiern über das Revier legten, produzieren noch ganze drei den Koks für die Hochöfen. Und von diesen Wahrzeichen der Stahlindustrie, die früher von Duisburg bis Dortmund beim Abstich den Nachthimmel erleuchteten, sind nur die Hochöfen an der Rheinschiene übrig geblieben.

Und dieser Wandel gilt nicht nur für die Montanindustrie, sondern auch für andere Industriebranchen, z.B. die Textilindustrie und die Elektroindustrie. Auch da, wo die Fabriken noch vorhanden sind, werden die Gebäude heute zum Teil von anderen Firmen genutzt. Wo vormals Frauen an Bändern bei Graetz in Bochum Fernsehgeräte zusammenbauten, stellte bis vor kurzem Nokia Handys her, die nun allerdings in Rumänien produziert werden. Was früher Hoesch war, wurde in den 70er Jahren zu Hoesch-Hoogovens, hieß dann wieder Hoesch, wurde zu Krupp und dann zu ThyssenKrupp Steel, wobei nun am Standort Dortmund die Stahlindustrie fast verschwunden ist. Wo früher die Dortmunder Phönix-Hütte stand, ist heute

¹⁸ Mark Terkessides (2003, S.175) erklärt dies aus der Entstehungsgeschichte dieser Vereine. Als Gastarbeitervereine waren sie zunächst auf das Heimatland fixiert. Politische Aktivitäten waren in der Bundesrepublik nicht gerne gesehen und es gab dazu im Ausländerrecht eine Menge Restriktionen. Dadurch sei der Raum für die Aktivitäten der Arbeitsmigranten strukturell auf das Feld der Heimatkultur verschoben worden.

eine Brache und bald ein geplanter See. Die Henrichshütte in Hattingen ist heute Denkmal, genauso wie die Eisenhütte in Duisburg-Meiderich, Zeche Zollverein in Essen ist gar Weltkulturerbe. Auf dem Gelände von Thyssen Niederrhein in Oberhausen ist das Einkaufsgelände Centro entstanden. Wo die Kumpels der Zeche Graf Bismarck in Gelsenkirchen einfuhren, werden heute junge Menschen zu IT-Spezialisten qualifiziert. In Castrop-Rauxel steht noch der Förderturm der Zeche Erin. Auf dem Gelände ist heute ein Gewerbegebiet. Und das Gelände von Krupp Rheinhausen heißt heute Logport und dient als Logistikzentrum.

Manche Werke behielten zwar den Namen, haben aber längst andere Besitzer wie etwa die Duisburger Kupferhütte. Einzig die RAG scheint seit ihrer Gründung Ende der 60er Jahre kontinuierlich den Steinkohlebergbau zu betreiben, aber bald ist sie nur noch für die „Ewigkeitskosten“ zuständig, und ob das zweite Beispiel, Opel Bochum die nächsten Jahre überlebt, war beim Abgabetermin dieses Berichtes keineswegs ausgemacht.

Die Liste ließe sich noch erweitern. Und sie zeigt: Es wäre sinnlos, wenn man die Arbeitgeber der damaligen „Gastarbeiterinnen und -arbeiter“ als Unterstützer für ein Projekt wie KÄZ erreichen will. Und es wäre sehr selektiv, wenn man die Anstrengungen nur auf die Fälle beschränkt, wo dieser Zusammenhang unmittelbar noch herstellbar ist (z.B. der Standort Hamborn/Beeckerwerth von ThyssenKrupp Steel; früher August-Thyssen-Hütte).

Bittbriefe und Antworten

Mit Beginn der Unternehmensrecherche hatten wir geplant, von den hoffentlich bald zu identifizierenden, relevanten Unternehmen Firmenportraits anfertigen zu können. Ziel war es, ein passendes Portfolio an zu gewinnenden Unternehmen vorliegen zu haben, damit eine Ansprache der Unternehmen zielgerichtet erfolgen kann.

48 ausgewählte Unternehmen bzw. Betriebe sind im Dezember 2008 schließlich Nordrhein-Westfalen-weit angeschrieben worden. Davon haben nur 16 Unternehmen eine Rückmeldung gegeben. D.h. 2/3 der angeschriebenen Unternehmen haben keine Antwort geschickt. Unter allen Rückmeldungen gibt es keine positive Rückmeldung bzgl. finanzieller Unterstützung der Projektidee. Nur ein einziges Unternehmen, die Duisburger Verkehrsgesellschaft, hat mit Antwort vom 08.01.2009 eine Kraftwerksbesichtigung inklusive Mittagessen in der Stadtwerke-Kantine und einer Fahrt auf den "grünen Turm" angeboten. Und die RAG AG

hat mit Antwort vom 13.02.2009 darauf hingewiesen, dass die „Revierarbeitsgemeinschaft für kulturelle Bergmannsbetreuung e.V. (REVAG)“ aktuell im Programmbereich „niedrigschwellige Integrationsvorhaben“ des Ministeriums für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen „entsprechende Maßnahmen für verschiedene Zielgruppen in einigen Treffpunkten in ehemaligen Bergbausiedlungen“ durchgeführt hat und uns freundlicherweise an diese verwiesen.

Warum hatten wir keinen Erfolg? Es dürften wohl mehrere Gründe zusammenkommen. Dass wir ausgerechnet dann unsere Briefe an die Unternehmen versandt hatten, als in den Medien „die größte Wirtschaftskrise seit 1929“ verhandelt wurde, war für das Vorhaben sicherlich nicht förderlich. Das reicht als Erklärung aber nicht aus.

Kultursponsoring ist keine Spendensammlung. Unternehmen sponsern aus Imagegründen. Weil das Thema aber wenig Öffentlichkeitswirksamkeit verspricht, ist auch nicht ersichtlich, wie es Imageförderung bewirken könnte.

Hinzu kommt: Die Autorinnen und Autoren dieser Studie sind Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler, keine Experten für das Sponsoring oder Spendensammeln.

6. Fazit und Handlungsempfehlungen

Fassen wir zusammen: Die älter werdenden Migrantinnen und Migranten, die als Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter in den 60er und 70er Jahren in die Bundesrepublik gekommen sind, werden in dieser Gesellschaft ihren Lebensabend verbringen. Ihre kulturelle Integration setzt voraus, dass man die Lebensbedingungen und Prägungen beachtet, unter denen sie hier leben.

Wir haben es hier nicht mit dem Klischeeentner zu tun, der in den Medienbildern der Rentendebatte als wohlhabender Senior auf Mallorca den Lebensabend genießt. In der Regel ist die Rente bescheiden, die Gesundheit gerade in Folge der harten Arbeit nicht die Beste, die Integration in die deutsche Gesellschaft aufgrund der dargestellten Migrationsgeschichte nur halb gelungen.

Aber: All das sind keine Gründe, sich keine Gedanken um die kulturelle Integration zu machen. Es sind vielmehr die Voraussetzungen von denen bei der Konzeptentwicklung auszugehen ist.

Und dabei geht es nicht allein – das sei hier betont – um Integration. Es geht auch um Anerkennung durch die Aufnahmegesellschaft, etwas, was viele ältere

Migrantinnen und Migranten in ihrem Leben häufig vermisst haben.

1. Das Thema „Kulturelle Angebote für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte“ muss zum gesellschaftlichen Thema gemacht werden.

Wir haben in dem Projektbericht die Gründe dargelegt, weshalb das Thema „Kulturelle Angebote für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte“ so exotisch erscheint. Ohne eine öffentliche Aufmerksamkeit wird sich daran nichts ändern. Es bedarf einer Strategie, bei der von verschiedenen Seiten in verschiedenen Bereichen der Öffentlichkeit das Thema verankert wird.

- In den Medien muss „Kultur und ältere Zuwanderer“ zum Thema werden. Dazu bedarf es einiger Anlässe, die für Journalisten „spannend“ sind, ungewöhnliche „Events“, „Geschichten“, die für Medien interessant sind. Akteure, die in diesem Feld arbeiten, müssen eine aktive und professionelle Öffentlichkeitsarbeit betreiben.
- Dies gilt auch für die Migrantenöffentlichkeit, in der das Thema verankert werden muss.
- Die Medien müssen zudem als Plattform für kulturelle Aktivitäten und als Informationsquelle dienen.
- In den einschlägigen Fachdiskursen spielen Fragen der kulturellen Integration älterer Zuwanderinnen und Zuwanderer noch kaum eine Rolle. Dies sollte ein Feld werden für einschlägige Fachaufsätze und Forschungsprojekte.

2. Die Potenziale und Chancen der kulturellen Integration älterer Menschen mit Zuwanderungsgeschichte müssen entdeckt werden.

Migrationspolitische Diskurse sind in der Regel durch einen Blickwinkel geprägt, der ihre Objekte, also die Zuwandererinnen und Zuwanderer, in „Zielgruppen“ verwandelt, die „Probleme“ bereiten, weil sie „Defizite“ aufweisen, die es dann zu minimieren oder zu beseitigen gilt.

Davon gilt es sich zu verabschieden. Ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte sind keine Mängelwesen, die betreut werden müssen¹⁹, sondern Menschen,

¹⁹ Das heißt natürlich nicht, dass auch ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, dann, wenn sie es nötig haben, auch optimale Betreuung und Pflege benötigen, aber in der Regel sind sie, genau wie die Mehrheit ihrer deutschen Altersgenossen, noch nicht pflegebedürftig.

die ihren Lebensabend aktiv gestalten wollen, obwohl sie mit besonderen Handicaps belastet sind, die, wie oben dargestellt, Folge ihrer Migrationsgeschichte sind.

Städte, Wohlfahrtsverbände, Wohnungsbaugesellschaften und andere Akteure, die in den Stadtteilen tätig sind, in denen diese Menschen wohnen, sollten dies als Chance für die Entwicklung des Stadtteils begreifen, als Erweiterung des kulturellen Lebens, und zwar dezentral in den Stadtteilen als auch als gesamtstädtische Strategie.

Der gängige Einwand, dies geschehe bereits, was dann häufig mit dem Hinweis auf einzelne Projekte, Veranstaltungen und Feste belegt wird, verkennt, dass nur eine kontinuierliche und selbstverständliche Kulturarbeit kulturelle Integration älterer Menschen mit Zuwanderungsgeschichte ermöglicht und zu den gewünschten Effekten – d.h. zu einer Veränderung des kulturellen Lebens im Stadtteil führt.

3. Es geht um interkulturelle, aber auch um monokulturelle Angebote.

Natürlich sollte es das Ziel sein, Abschottungen zu vermeiden, interkulturelle Angebote zu entwickeln, an denen Menschen verschiedener ethnischer Herkunft, Einheimische und Zuwanderer teilhaben können. Aber dies kann nicht der alleinige Maßstab sein. Gerade im Alter kann der Rückzug auf das kulturell Bekannte auch Haltepunkt für die eigene Lebensführung sein. Es widerspricht nicht dem Ziel der Integration, wenn die älteren Menschen gerne die „eigene“ Musik hören wollen, und „Fremdes“ nicht immer genießen können, weil es nicht immer anschlussfähig ist an die eigene kulturelle Praxis. Tatsächlich würden wir ja auch einem deutschen Rentner zugestehen, das „Festival der Volksmusik“ zu genießen und Hip Hop irgendwie grässlich zu finden – umgekehrt genauso. Es geht also auch um kulturelle Toleranz.

Was von außen gerne als „Rückzug auf die eigene Ethnie“ bewertet wird, sollte nicht vorschnell als „Abschottung“ charakterisiert werden. Eine Beschränkung allein auf interkulturelle Angebote kann zu Ausgrenzungseffekten führen, also zum Gegenteil von Integration.

Kulturelle Angebote für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte sind keine pädagogischen Bildungsveranstaltungen, auf denen dann „Integration“ gelernt werden soll.²⁰ Solche Angebote sollten sich an den Bedürfnissen dieser Menschen ausrichten, die

²⁰ Was nicht heißt, und das sei hier betont, dass Kultur für Ältere nichts mit Bildung zu tun hat – auch und gerade im Sinne der Forderung nach „Lebenslangem Lernen“ (Zeman 2008, S.4). Sie sollte nur nicht daran gekoppelt sein. Man kann über Kultur lernen, muss es aber nicht.

durchaus verschieden sein können von der Vision einer interkulturellen Idylle. Dafür muss um Akzeptanz geworben werden.

Zu diesen Bedürfnissen gehören auch intergenerative Angebote „für die ganze Familie“.

4. Die Rolle der Multiplikatoren

Wenn wir oben davon gesprochen haben, ältere Zugewanderte als Subjekte zu betrachten und ihnen nicht die Rolle der „Zielgruppe“ zuweisen, dann heißt das nicht, dass eine solche Subjektrolle in der Regel von ganz alleine und ohne Unterstützung möglich wäre. Hier haben Multiplikatoren innerhalb und außerhalb von Migrantenselbstorganisationen eine entscheidende Bedeutung.

Ältere mit und ohne Zuwanderungsgeschichte, die kulturell und kommunikativ sehr aktiv sind, könnten als Kulturmittlerinnen und Kulturmittler gewonnen werden und in dieser Funktion andere dazu bewegen, am Kulturgeschehen aktiver teilzunehmen.²¹ Bestehende Angebote könnten so über die bereits Kulturausübenden für andere Interessierte geöffnet werden. Solche Menschen müssen in ihrer Arbeit unterstützt werden, z.B. in dem ihre Arbeit als ehrenamtliches Engagement gewürdigt und gefördert wird.

5. Dialog auf Augenhöhe – „Runde Tische“ als Akteure kultureller Integration älterer Migranten – Modellversuche

Wer soll das alles organisieren? In erster Linie Migrantenselbstorganisationen und Kultureinrichtungen vor Ort. Denkbar wäre das Modell des „Runden Tisches“. Ob dabei ein „Dialog auf Augenhöhe“ entsteht, wie ihn Asli Sevindim fordert (siehe oben), muss man abwarten. „Runde Tische“ haben ihre Eigendynamik, ihre Entwicklung ist nicht berechenbar und sie sind nur begrenzt steuerbar. Je verschiedener die Akteure sind, die an ihm teilhaben, desto riskanter und irritationsbelastender ist der angestoßene Prozess. Aber das sind zugleich seine produktiven Potenziale.

Wer gehört alles an den Tisch? Wer organisiert ihn? Was kann er bewirken? Da hier Neuland betreten wird, wären Modellversuche an verschiedenen Orten sinnvoll. Diese hätten dann z.B. auch folgende Fragen zu klären:

²¹ Dies könnten auch Mitglieder anderer Migrantengruppen sein. Innerhalb der türkischstämmigen Community gibt es z.B. neben den früheren „Gastarbeitern“ viele politische Flüchtlinge, die nach dem Militärputsch in der Türkei Anfang der 80er Jahre als Asylbewerber in die Bundesrepublik kamen. Diese hatten in der Regel einen deutlich anderen Bildungshintergrund.

- Wie kann eine kommunale Strategie entwickelt und abgestimmt werden, die transparent macht, was bereits existiert und was entwickelt werden müsste?
- Wie können kommunale Institutionen (z.B. Bibliotheken, Sportvereine) als Akteure und Orte von Aktivitäten in die Entwicklung einbezogen werden?
- Wie könnte eine lokale Medienstrategie aussehen, die das Thema in die kommunale Öffentlichkeit trägt und zugleich Träger von Informationen über kulturelle Angebote für die älteren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte ist.

6. Eine Bestandsaufnahme ist notwendig.

Die vorliegende Studie konnte die Fragen, die sich stellen, nur anreißen, präzisieren, aber keineswegs wirklich beantworten.

- Wie sieht die kulturelle Praxis der älteren Menschen mit Zuwanderungsgeschichte ganz konkret aus? Welche Angebote werden wo, in welchem Umfang und aus welchen Gründen wahrgenommen?
- Welche kulturellen Bedürfnisse haben ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte? Welche haben sie explizit und welche sind vielleicht latent vorhanden?
- Welche Potenziale haben Migrantenselbstorganisationen bei der Entwicklung kultureller Praxis und kultureller Angebote für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte? Wie können sie dabei effektiv unterstützt werden?
- Wie lassen sich kulturelle Angebote der Mehrheitsgesellschaft für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte öffnen? Was sind konkret die Barrieren und mit welchen Strategien lassen sie sich beseitigen?

Hierzu besteht Forschungsbedarf.

7. Wege der Finanzierung

Der Versuch, kulturelle Angebote für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte über Kultursponsoring zu finanzieren, ist im vorliegenden Projekt nicht gelungen. Wir haben oben die vermutlichen Gründe dargelegt.

Das heißt nicht, dass ein solches Vorhaben aussichtslos ist. Es setzt aber voraus, dass das Eigeninteresse

der Unternehmen stärker geweckt werden kann. Den Akteuren, die solche Projekte in Gang setzen, sollten Fachleute zur Seite stehen, die gezielte, wohlüberlegte Sponsoringaktivitäten professionell unterstützen können.

8. Ein Ausblick – Was wäre wenn...

In diesem Jahr ist die Region, die sich gerne als „Metropole Ruhr“ beschreibt, europäische Kulturhauptstadt. Metropolen (Paris, London, New York) sind multikulturelle Gebilde, das ist ihre Stärke. Im Rahmen der Jugendkultur oder der Hochkultur hat NRW und das Ruhrgebiet mittlerweile ein entfaltetes multikulturelles Leben zu bieten.

Diese kulturelle Schokoladenseite ist deshalb so leicht vorzeigbar, weil sie an Vorstellungen von „Jugendlichkeit“, „Avantgarde“ und „Zukunft“ gekoppelt ist. Die industrielle Vergangenheit des Landes taucht dabei nicht mehr „in echt“ auf, wie man im Ruhrgebiet sagt, sondern in verwandelter metropolenkompatibler Form: als Kulisse für kulturelle Events (stillgelegte Hochöfen), als vorzeigbares Weltkulturerbe (Zollverein), als identitätsstiftender Mythos (harte Maloche als Kreativpotenzial).

Alte Menschen mit Zuwanderungsgeschichte kommen in dieser Welt nicht vor. Ihre kulturellen Äußerungen und Bedürfnisse sind scheinbar nicht vereinbar mit den metropolen Ansprüchen.

Was aber wäre, wenn sich die „Metropole Ruhr“ wirklich und lebendig auf ihre Vergangenheit besinnt und damit die Eigenart des Ruhrgebiets mit all seinen Facetten betont?

Was wäre, wenn die Redensart, der demografische Wandel sei im Ruhrgebiet weit fortgeschritten und Modelle, ihn zu bewältigen seien hier besonders lohnend, ernst genommen würde, auch kulturell?

Was wäre, wenn das Thema „Kulturelle Angebote für ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte“ als neues Thema offen propagiert würde und die Integrationsbemühungen einmal andersherum formuliert würden, nämlich als Bemühen einer Kulturlandschaft mit Zuwanderungsgeschichte, diesen Teil ihrer Geschichte in ihre kulturellen Aktivitäten zu integrieren? Der Zuwanderungsgeschichte könnte es dann so ergehen wie der Ruhrgebietsprache. Früher galt sie als Sprachfehler, heute ist sie liebevoll gepflegter Teil der regionalen Identität, womit wir wieder am Anfang, nämlich bei Max Frisch wären: Wir haben Arbeitskräfte gerufen, aber es kamen Menschen.

Literatur

- Bade, Klaus J. (1994): *Ausländer Aussiedler Asyl. Eine Bestandsaufnahme*, München.
- Bade, Klaus J. (2000): *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München.
- Bade, Klaus J./Bommes, Michael (2004): *Integrationspotentiale in modernen europäischen Wohlfahrtsstaaten – der Fall Deutschland*, in: Bade, Klaus J./Bommes, Michael/Münz, Rainer: *Migrationsreport 2004. Fakten – Analysen – Perspektiven*, S. 11-42.
- Bade, Klaus J./ Rainer Münz (Hg.) (2000): *Migrationsreport 2000. Fakten – Analysen – Perspektiven*. Campus Verlag. Frankfurt am Main.
- Bäßler, Kristin (2007): *Heimat zwischen den Kulturen. Eine Studie des Instituts für Kulturpolitik*. In: *kultur – kompetenz – bildung. Regelmäßige Beilage zu politik & kultur*. Ausgabe 11. Juli-August 2007, S. 3-4.
- Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2007): *7. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland*. Darin: *Kultur*, S. 125-132.
- Bech, Rüdiger/ Renate Faust (1981): *Die sogenannten Gastarbeiter. Ausländische Beschäftigte in der BRD*, Frankfurt am Main.
- Bergwerksgesellschaft Walsum (1957): „Der Kumpel“. 23. September 1957.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2000): *Ältere Ausländer und Ausländerinnen in Deutschland. Abschlußbericht zur wissenschaftlichen Begleitung der Modellprojekte: ‚Adentro!: Spanisch sprechende Seniorinnen und Senioren mischen sich ein‘ und ‚Deutsche und Ausländer gemeinsam: Aktiv im Alter‘*. Schriftenreihe des BMFSFJ Band 175.1. Stuttgart, Berlin, Köln.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2000): *Ältere Ausländer und Ausländerinnen in Deutschland. Dokumentation der Fachtagung „Ausländische und deutsche Seniorinnen und Senioren gemeinsam: Modelle und Perspektiven gesellschaftlicher Partizipation und Integration.“* Schriftenreihe des BMFSFJ Band 175.2. Stuttgart, Berlin, Köln.
- Deutscher Bundestag (2007): *Schlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“*.
- Deutscher Bundestag (2006): *Unterrichtung durch die Bundesregierung. Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft – Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen und Stellungnahme der Bundesregierung*. Drucksache 16/2190.
- Deutscher Kulturrat (2007): *Eine Chance für unsere Gesellschaft. Interkulturelle Bildung – Stellungnahme des Deutschen Kulturrates*. In: *kultur – kompetenz – bildung. Regelmäßige Beilage zu politik & kultur*. Ausgabe 12. September – Oktober 2007, S. 8-9.
- Deutscher Städtetag (1993): *Kulturelle Vielfalt in Deutschland – Empfehlungen für das Zusammenleben in den deutschen Städten*.
- Deutscher Städtetag/ Bertelsmann-Stiftung 2008, *Ältere Menschen mit Migrationshintergrund. Dokumentation einer Tagung des Deutschen Städtetages und der Bertelsmann Stiftung am 13.10.2008 in Berlin*.
- Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hg.) (2006): *Lebenssituation und Gesundheit älterer Migranten in Deutschland. Expertise zum Fünften Altenbericht der Bundesregierung*. Band 6. Berlin.
- DGB Bildungswerk e.V. (Hg.) (2001): *MigrantInnen aus der Türkei im Einwanderungsland Deutschland*. Tagung 06.09.-07.09.01. Schriftenreihe Migration & Arbeitswelt. Dokumentation.
- DGB Bildungswerk e.V. (Hg.) (2001): *Die Situation griechischer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer in Deutschland. Beschäftigung – Berufsausbildung – Arbeitslosigkeit – ältere Generation*. Schriftenreihe Migration & Arbeitswelt. Mitteilungen zur Migrationspolitik.
- Dietzel-Papakyriakou, Maria (1993): *Altern in der Migration. Die Arbeitsmigranten vor dem Dilemma: zurückkehren oder bleiben? Soziologische Gegenwartsfragen*, Stuttgart.
- Dohse, Knut (1986): *Ausländische Arbeiter 1974 – 1985 – Beschäftigungsentwicklung und staatliche Regulierungszusammenhänge*, in: *WSI-Mitteilungen* 9/1986, S. 626-635
- Eryilmaz, Aytac (1998): *Wie geht man als Arbeiter nach Deutschland?* in: Eryilmaz, Aytac / Mathilde Jamin (Hg.) (1998): *Ausstellung: Fremde Heimat / Yaban, Silan olur. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. Türkiye’den Almanya’ya Göçün Tarihi*. DoMIT und Ruhrlandmuseum. 15.2-2.8.1998, Essen, S. 93 - 119

- Eryilmaz, Aytac / Mathilde Jamin (Hg.) (1998): Ausstellung: Fremde Heimat / Yaban, Sliilan olur. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. Türkiye`den Almanya`ya Göcun Tarihi. DoMIT und Ruhrlandmuseum. 15.2-2.8.1998, Essen.
- Forschungsgesellschaft für Gerontologie/ Zentrum für Türkeistudien (2006): Erschließung der Seniorenwirtschaft für ältere Migrantinnen und Migranten. Expertise im Rahmen der Landesinitiative Seniorenwirtschaft. Dortmund, Essen, Gelsenkirchen.
- Forschungsgesellschaft für Gerontologie (Hg.) (2004): Auch Migranten werden alt! Lebenslagen und Perspektiven in Europa. Dokumentation der Fachtagung vom 30. Juni bis 1. Juli 2003 in Lünen.
- Gerling, Vera (2005a): Ältere Menschen ausländischer Herkunft. Beteiligen statt versorgen. In: NUN REDEN WIR (Mitteilungen der Landesseniorenvertretung Nordrhein-Westfalen). Ausgabe 52. Juni 2005, S. 2.
- Gerling, Vera (2005b): Ältere Migrant/innen in Deutschland und Europa. Vortrag im Rahmen des Seminars „Aktuelle Forschungsthemen der Gerontologie“ am 29.11.2005 an der Universität Dortmund.
- Gieler, Wolfgang/ Ehlers, Thorben (2001): Von der Anwerbung zur Abschottung oder zur gesteuerten Zuwanderung? Grundlagen deutscher Ausländerpolitik, Albeck bei Ulm.
- Gross, Thorsten (2003): Kulturelle Herausforderungen in der Einwanderungsgesellschaft. „Transkultureller Blick“ auf Kulturarbeit, in: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft: Jahrbuch für Kulturpolitik 2002/2003, Band 3 Thema Interkultur, S. 187-196.
- Groote de, Kim / Nebauer, Flavia (2008): Kulturelle Bildung im Alter. Eine Bestandsaufnahme kultureller Bildungsangebote für Ältere in Deutschland. Herausgegeben vom Institut Bildung und Kultur e.V.
- Darin: Zwischen Heimat und Fremde – Integration durch kulturelle Bildung: Die Rolle der Migrantenselbstorganisationen und Einrichtungen der Migrationsarbeit, S. 163-191.
- Gostomski von, Christian Babka (2008): Türkische, griechische, italienische und polnische Personen sowie Personen aus den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien in Deutschland. Erste Ergebnisse der Repräsentativbefragung „Ausgewählte Migrantengruppen in Deutschland 2006/2007“ (RAM). Herausgegeben vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Working Paper 11 der Forschungsgruppe des Bundesamtes.
- Güntürk, Reyhan (2000): Mediennutzung der türkischen Migranten, in: Schatz, Heribert / Holtz-Bacha, Christina/ Nieland, Jörg-Uwe (Hrsg.): Migranten und Medien. Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk, Wiesbaden, S. 272-280
- Hazar, Nedim (1998): Die Saiten der Saz in Deutschland, in: Eryilmaz, Aytac / Mathilde Jamin (Hg.) (1998): Ausstellung: Fremde Heimat / Yaban, Sliilan olur. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. Türkiye`den Almanya`ya Göcun Tarihi. DoMIT und Ruhrlandmuseum. 15.2-2.8.1998, Essen, S. 285-299.
- Hippe, Wolfgang / Norbert Sievers (2006): Kultur und Alter. Kulturangebote im demographischen Wandel. Nordrhein-Westfalen Kultursekretariat Wuppertal (Hg.). Kulturhandbücher NRW Band 11.
- Hoffmann, Klaus (2007): Theater heute und die Interkulturalität. In: kultur – kompetenz – bildung. Regelmäßige Beilage zu politik & kultur. Ausgabe 11. Juli-August 2007, S. 1-2.
- IFAK e.V. Multikulturelle Jugend-, Familien- und Seniorenarbeit (Hg.) (2001): Multikulturelle Senioren & Familienarbeit im Stadtteil Bochum – Dahlhausen. Projektbericht.
- Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. (Hg.) (2007): Beheimatung durch Kultur. Kulturorte als Lernorte interkultureller Kompetenz. Dokumentation 66. Bonn.
- Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. (Hg.) (2004): Globalisierung, Migration und Identität. Aufgaben und Möglichkeiten kultureller Bildung in kulturell heterogenen Gesellschaften und Zeiten kultureller Globalisierung. Auszug. Bonn.
- Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. (Hg.) (2006): Migration und Soziale Arbeit Bildung. Öffnung der Seniorenwirtschaft. Integration russischsprachiger AkademikerInnen. 28 Jg., H 3/4 Oktober 2006.
- Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung und Bauwesen des Landes Nordrhein-Westfalen/ LEG Arbeitsmarkt- und Strukturentwicklung GmbH (Hg.) (2006): Alt werden im Quartier –Kooperationen für wohnortnahe Dienstleistungen. Dokumentation des fünften Fachgesprächs „Wohnungsunternehmen als Akteure in der integrierten Stadt(teil)entwicklung“ am 25. April 2006 in Dortmund.
- Jamin, Mathilde (1998): Migrationserfahrungen. Aus Interviews mit MigrantInnen der Ersten Generation, in: Eryilmaz, Aytac / Mathilde Jamin (Hg.): Ausstellung: Fremde Heimat / Yaban, Sliilan olur. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. Türkiye`den Almanya`ya Göcun Tarihi. DoMIT und Ruhrlandmuseum. 15.2-2.8.1998. Klartext Verlag. Essen, S. 207-231.

- Jamin, Mathilde (1998a): Die deutsch-türkische Anwerbevereinbarung von 1961 und 1964, in: in: Eryilmaz, Aytac / Mathilde Jamin (Hg.) (1998): Ausstellung: Fremde Heimat / Yaban, Silan olur. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. Türkiye`den Almanya`ya Göçün Tarihi. DoMIT und Ruhrlandmuseum. 15.2-2.8.1998, Essen, S. 69-82.
- Jerman, Tina (Hg.) (2007): Kunst verbindet Menschen. Interkulturelle Konzepte für eine Gesellschaft im Wandel. Bielefeld.
- Kaewnetara, Eva/ Hans Uske (Hg.) (2001): Migration und Alter. Auf dem Weg zu einer kulturkompetenten Altenarbeit. Konzepte – Methoden – Erfahrungen. Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung.
- Keuchel, Susanne / Andreas Johannes Wiesand (2008): Das KulturBarometer 50+. „Zwischen Bach und Blues...“ Zentrum für Kulturforschung. Bonn.
- Köhl, Christine (2001): Strategien der Interkulturellen Kulturarbeit. IKO. Frankfurt am Main.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaft (2007): Dritter Jahresbericht über Migration und Integration, Brüssel.
- Kommission Zuwanderung (2001): Zuwanderung gestalten, Integration fördern. Bericht der Unabhängigen Kommission „Zuwanderung“, Berlin.
- Kunz, Thomas (2000): Zwischen den Stühlen. Zur Karriere einer Metapher, in: Jäger, Siegfried / Schobert, Alfred (Hrsg.): Weiter auf unsicherem Grund. Faschismus – Rechtsextremismus – Rassismus. Kontinuität und Brüche, Duisburg, S. 229 – 252.
- Landesarbeitsgemeinschaft der kommunalen Migrantenvvertretungen (LAGA) Nordrhein-Westfalen/ Landesseniorenvertretung (LSV) Nordrhein-Westfalen (Hg.) (2008): Ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in Nordrhein-Westfalen. Leben, Wohnen und Pflege zu Hause. Dokumentation der Fachtagung am 16. Januar 2008 in Köln.
- MASSKS (1999): Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Selbstorganisationen von Migrantinnen und Migranten in NRW. Wissenschaftliche Bestandsaufnahme.
- MGFFI (2007): Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen: Handlungsempfehlungen: Ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte. Düsseldorf.
- MGFFI (2007a): Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen: Zuwanderung – Eine Chance für die Familienbildung. Bestandsaufnahme und Empfehlungen zur Eltern- und Familienbildung in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf.
- MGFFI (2007b): Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen: Integration als Chance für Nordrhein-Westfalen und seine Kommunen. Potenziale nutzen – aus Erfahrungen lernen. Düsseldorf.
- MGFFI (2008): Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen: Nordrhein-Westfalen: Land der neuen Integrationschancen. 1. Integrationsbericht der Landesregierung. Düsseldorf.
- MGFFI (2008a): Bonn Memorandum: Aktives Altern von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in Europa. (AAMEE-Konferenz „Active Ageing of Migrant Elders – from Challenges to Opportunities“, 2.10.2008). Düsseldorf.
- Müller, Daniel (2005): Die Mediennutzung der ethnischen Minderheiten, in: Geißler, Rainer / Pöttker, Horst (Hg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss, Forschungsstand, Bibliographie, Bielefeld, S. 359-387.
- Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales –Ausländerbeauftragte-/ Dokumentations- und Informationsstelle zur Geschichte der Erziehung und Sozialen Arbeit (DIGESA) der Fachhochschule Hildesheim/Holzminde/Göttingen (Hg.) (2000): Altwerden in der Fremde – Bilanz und Perspektiven. 2. Diskussionsforum zur Situation der älteren Ausländergeneration am 18.11.1999 in Hildesheim.
- Ohliger, Rainer (2003): Kulturpolitik und Migrationsgeschichte in der Einwanderungsgesellschaft – Kulturpolitik in der Erweiterung. Bericht zur Tagung: Ein Migrationsmuseum in Deutschland: Thesen –Entwürfe- Erfahrungen. Netzwerk Migration in Europa.
- Pazarkaya, Yüksel (1974): Der Kulturschock. Die Begegnung des ausländischen Arbeiters mit einer ihm fremden Kultur. In: ZfK 3/1974.
- Projekt Ruhr (Hg.) (2005): Demografischer Wandel im Ruhrgebiet. Auf der Suche nach neuen Märkten. Essen.
- Rat für Soziokultur und kulturelle Bildung im Deutschen Kulturrat (2007): Kultur und demografischer Wandel. Konsequenzen für kulturelle Bildung und Soziokultur. Positionspapier des Rates für Soziokultur und kulturelle Bildung im Deutschen Kulturrat.
- Reichert, Monika/ Nicole Maly-Lukas / Christiane Schönknecht (Hg.) (2003): Älter werdende und ältere Frauen heute. Wiesbaden.

- Roth, Hans-Joachim (2002): Kultur und Kommunikation. Systematische und theoriegeschichtliche Umriss Interkultureller Pädagogik. Interkulturelle Studien. Opladen.
- Schäfer, Hermann (1988): Das Ende der ‚Gastarbeiterära‘. Zur Arbeitsmarktsituation ausländischer Arbeitnehmer, in: Kühne, Peter/ Öztürk, Nihat/ Ziegler-Schultes, Hildegard (Hg.): „Wir sind nicht nur zum Arbeiten hier...“. Ausländische Arbeiterinnen und Arbeiter in Betrieb und Gewerkschaft, Hamburg, S. 35-55.
- Scharf, Kurt (1972): Kulturarbeit und Gastarbeiter. Überlegungen zur „Dritten Welt“ im Inland. In: Wolfgang S. Freud (Hg.): Aspekte der auswärtigen Kulturpolitik in Entwicklungsländern. Sonderheft der Reihe „Dritte Welt“, S. 294-305.
- Sen, Faruk/ Andreas Goldberg (1994): Türken in Deutschland. Leben zwischen zwei Kulturen. München.
- Sevindim, Asli (2007): Vorwort zum Sammelband von Tina Jerma (Hg.): Kunst verbindet Menschen. Interkulturelle Konzepte für eine Gesellschaft im Wandel, Bielefeld, S. 13-14.
- Sievers, Norbert / Bernd Wagner (1994): Blick zurück nach vorn. Zwanzig Jahre Neue Kulturpolitik. Kulturpolitische Gesellschaft e.V. Hagen. Texte zur Kulturpolitik. Band 5. Essen.
- Sinus Socivision: Sinus-Studie. Die Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland 2007. Zentrale Ergebnisse einer qualitativen sozialwissenschaftlichen Untersuchung. http://www.sinus-sociovision.de/index_071016.htm (abgerufen am 18.08.2008).
- Terkessidis, Mark (2008): Es geht um Zukunftsgestaltung für die gesamte Bevölkerung! Zum Thema >>Interkultur<< im Bericht der Enquete-Kommission >>Kultur in Deutschland, in: Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 121. II/2008. S. 68-69.
- Terkessidis, Mark (2006): Globale Kultur in Deutschland – oder: Der lange Abschied von der Fremdheit. In: Andreas Hepp / Rainer Winter (Hg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. Wiesbaden.
- Terkessidis, Mark (2003): Kulturarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.): Jahrbuch für Kulturpolitik 2002/03. Band 3. Thema: Interkultur. Bonn, S. 173-186.
- Terkessidis, Mark (2000): Migranten, Hamburg.
- Treibel, Annette (2003): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. 3. Auflage. Berlin.
- Uske, Hans/ Michael Heveling-Fischell/ Waldemar Mathejczyk (2001): Risiko Migration. Krankheit und Behinderung durch Arbeit. Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung. Duisburg.
- Weber-Menges, Sonja (2005): Die Entwicklung ethnischer Medienkulturen, in: Geißler, Rainer/ Pöttker, Horst (Hrsg.): Massenmedien und die Integration ethnischer Minderheiten in Deutschland. Problemaufriss Forschungsstand Bibliographie. Bielefeld. S. 241 – 322.
- Weiss, Karin / Thränhardt, Dietrich (Hrsg.) (2005): Selbsthilfe. Wie Migranten Netzwerke knüpfen und soziales Kapital schaffen. Freiburg im Breisgau.
- Westdeutscher Rundfunk Köln (Hg.) (2003): Integration und kulturelle Vielfalt. Viel erreicht – noch mehr zu leisten. Integration and cultural diversity. We’ve come a long way – there’s more to be done. Köln.
- Yano, Hisashi (1998): „Wir sind benötigt, aber nicht erwünscht“. Zur Geschichte der ausländischen Arbeitnehmer in der Frühphase der Bundesrepublik, in: Eryilmaz, Aytac / Mathilde Jamin (Hg.) (1998): Ausstellung: Fremde Heimat / Yaban, Silan olur. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei. Türkiye`den Almanya`ya Göçün Tarihi. DoMIT und Ruhrlandmuseum. 15.2-2.8.1998, Essen, S. 39-55
- Yilmaz, Türkan (1997): „Ich muss die Rückkehr vergessen!“. Die Migrationsgeschichte und die Lebenssituation im Alter der türkischen Migrantinnen in der Bundesrepublik. Duisburg.
- Yilmaz, Türkan (2006): Migrantenöffentlichkeit in der Region Emscher-Lippe. Eine kursorische Medienstudie des Projektes „Berufliches Qualifizierungsnetzwerk Emscher-Lippe“ (BQN), Arbeitspapier des BQN Emscher-Lippe Nr. 6.
- Zeman, Peter (2008): Kulturarbeit mit älteren Migranten und Migrantinnen - eine Zukunftsaufgabe. Vortrag anlässlich der Tagung „Alter und Kultur“. Verband der bayerischen Bezirke/ Landesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege in Bayern. Nürnberg. 10. April 2008.
- Zeman, Peter (2005): Ältere Migranten in Deutschland. Befunde zur soziodemographischen, sozioökonomischen und psychosozialen Lage sowie zielgruppenbezogene Fragen der Politik- und Praxisfeldentwicklung. Expertise im Auftrag des Bundesamtes für Flüchtlinge und Migration. Berlin. http://www.bamf.de/cln_092/nn_442266/SharedDocs/Anlagen/DE/Migration/Publikationen/Forschung/Expertisen/zeman-expertise.html (abgerufen am 14.08.2008).